Volkskunde von Baiern.

Für Schule und Haus

von

Friedrich Wenz.

III. Abteilung:

Schwaben und Neuburg.

München 1882.

M. Kellerer's Verlag (F. de Crignis.)

Volkskunde von Baiern.

Für Schule und Haus

von

Friedrich Wenz.

III. Abteilung:

Schwaben und Neuburg.

München 1882.
M. Kellerer's Verlag (F. de Crignis.)

Vorrede.

„Den Boden zu kennen, worauf man steht, zu wissen, was einst gewesen, nun aber verschwunden — das scheint mir Anfang und Vorbedingung aller bessern Bildung." Diese Worte J. F. Böhmers enthalten eine bedeutsame Mahnung. Das Volksleben muß aus dem Brunnen der Vergangenheit erfrischt werden. Die Geschichte muß dem Volke, wenn auch nur in der Gestalt der **Sage** gegenwärtig bleiben; verliert ein Volk sein geschichtliches Bewußtsein, so altert es auch vor der Zeit. Ein Volk muß sich selbst kennen, um sich schätzen zu lernen. Geschichte und Volkskunde berühren und ergänzen sich gegenseitig.

Es mag überflüssig sein über den Wert der Volkskunde weiter Worte zu verlieren. Wer nicht einsieht oder einsehen will, daß die Kenntnis unsers Volkstums Anfang und Quelle vaterländischer Liebe ist, mit dem ist überhaupt nicht zu reden. Ich kann und muß gestehen, so viel Mühe mir die jetzt in drei Abteilungen vorliegende Arbeit gemacht hat, so sehr hat es meine Liebe zum deutschen Volk, resp. zum bairischen und zu seinen Volksstämmen bewußter und intensiver werden lassen.

Es hat einen eigentümlichen Zauber das Geistes- und Gemütsleben eines Volkes aus seinen Anfängen heraus und in seinem Fortschreiten kennen zu lernen. Denn wie der einzelne Mensch eine Entwicklung durchmacht, so auch ein Volk. Doch geht das bei den meisten Völkern in höchst langsamem Tempo. Betrachten wir beispielsweise die religiösen Anschauungen unserer heidnischen Vorfahren,

ihre Bräuche und Ceremonien. Die Anschauungen und Vorstellungen haben sich in und mit der Zeit verdunkelt, sind unkenntlich und widerspruchsvoll geworden, haben sich dem Christentum akkommodiert oder sind von ihm unterdrückt worden. Dagegen sind die Bräuche zum Teil heute noch üblich. Das Christentum vermochte nicht bei der Bekehrung der Heiden alles aus deren Erinnerung und Übung zu entfernen. Das Heidentum rettete einzelne Anschauungen und Übungen unter der Hülle der Verborgenheit, des Geheimnisses, ja selbst unter dem Schutze christlichen Gewandes. Alles Heidnische in unserm Christentum heißen wir Aberglaube. Aberglaube ist falscher Glaube. Er ist allen christlichen Völkern gemein. Geht ein Volk zu einer andern Religion über, so erscheint ihm gar manches aus seinem alten Glauben schön und behaltenswert, die Gewohnheit hat ihm so manches lieb gemacht und wird von ihm mit herüber genommen. Man kann und muß das von christlichem Standpunkt aus tadeln, allein was ist natürlicher? Und liegt darin nicht doch ein lobenswerter Zug? Ist es nicht die Treue, das oberste Gesetz des Germanen, die Treue, die Anhänglichkeit bis in den Tod, die ihn in seinem Familien- wie in seinem Volksleben so sehr auszeichnet. Sehen wir auf die ersten Christen unter den Juden. Wie schwer lösten diese sich von ihren jüdischen Satzungen. Trotz der großen Energie eines Apostels Paulus ist das Judenchristentum doch zum größten Teil das herrschende geblieben. Allmählich verschwindet der Aberglaube.

Es ist hier nicht der Ort auf den Unterschied der deutschen Mythologie und des Christentums hinzuweisen. Doch möchte ich mir einige Worte erlauben. Abgötterei ist nicht sowohl falsche Götter anbeten, als vielmehr den wahren Gott unter falschen Vorstellungen verehren. Die durch die Sünde verdorbene Vernunft ist für sich allein nicht fähig Gott in seinem wahren Wesen zu erkennen und darum die irrigen oder unzureichenden Vorstellungen. Immerhin aber ist staunenswert, was das deutsche Volk an religiösen Vorstellungen besaß, die den christlichen Glaubenspredigern Anknüpfungspunkte genug boten.

Jedes Volk ist in seinen Anfängen kindlicher, phantasievoller, sinnlicher in gutem Sinn; wie sein ganzes Denken ein mehr konkretes ist, so ist auch seine Sprache sinnlicher, vokalreicher d. h. körperlicher. Das Naturgefühl ist im eminenten Sinn ein lebhaftes und erzeugt religiöse Anschauungen von eigenartiger Tiefe und Gewalt. Diese kindliche, poetische Art bildet denn auch weihende Formen nicht allein für sein religiöses, sondern auch für sein familiäres und bürgerliches Leben. Mit dem fortschreitenden Alter aber nimmt die Naivität und Kindlichkeit ab, das Volk wird verständiger, geistiger. Und wie seine Sprache an Körperlichkeit abnimmt, an Vergeistigung und Abstraktion reicher wird, so geht es auch mit seinen Bräuchen. An der Sprache erkennen wir das am anschaulichsten, wenn wir Wörter in ihrer altdeutschen Form vergleichen mit ihrer neudeutschen; altdeutsche kepan, liokan, stikan, salpon, heffan und denchan lauten voller als geben, liegen, steigen, salben, haben und denken. Und wie die Sprache in ihren einzelnen Wörtern ihre Körperlichkeit ändert, ja auch oft eine andere Bedeutung erhält, so geht es mit den Bräuchen. Erst werden sie vollgehaltig geübt, allmählich geht der Inhalt dem Volksbewußtsein verloren, die Bräuche werden leerer, schrumpfen als Hülsen zusammen, fristen als solche längere oder kürzere Zeit ihr Dasein und dann hören sie auf. Ohne Formen besteht aber nichts. Deshalb ist es für ein Volk ein entsetzlicher Schaden, wenn gegen volkstümliche Bräuche radikal verfahren wird. Wirft man vieles, was als veraltet angesehen wird, weg, und haben die neuen Anschauungen noch nicht so viel Boden gefaßt, daß sie sich die nötigen Formen haben bilden können, so wird das Volk unruhig, unsicher, verliert seinen Halt und wird revolutionär. Darum ist eine allmähliche Wandlung tausendmal besser und segensvoller als plötzlicher Umsturz. Und jeder sollte sich an seinem Teil zehnmal für einmal besinnen, ob er nicht lieber helfen erhalten als einreißen wolle.

Erhalten werden aber sollten vor allem die Eigenarten unserer

deutschen Volksstämme. Ein Verschwimmen und Verwischen der Unterschiede derselben wäre arg zu beklagen, es wäre Unnatur und führte zum Niedergang. Eine Auflösung in eine formlose breiige Masse, die jeden Augenblick bereit wäre, irgend einer Form sich zu bequemen, wäre für uns Deutsche um so gefährlicher, da wir die unglückliche Anlage besitzen, das Fremde und Ferne zu über=, das Eigengut zu unterschätzen. Mit der Eigenart der Volksstämme würden auch die Mundarten verloren gehen „Die lingua rustica oder vulgaris bleibt immer kurz, lebendig, bildsam, kräftig, volltönend und bewahrt einen Reichtum an einheimischen Wörtern, welcher der gelehrten Sprache längst abhanden gekommen ist; sie ist immer Ausdruck des Volkes selbst, sein Bild.“

Es drängt mich hier auf einen Mißstand in unsern Schulen hinzuweisen. Gar mancher unwissende Schulvorsteher und Lehrer thut, als wenn erst so eine Pfennig=Schulgrammatik dagewesen wäre, nach der unser Herr Gott die Sprache und hernach den Menschen erschaffen hätte. Daher die arge Unnatur im Sprach= und Leseunterricht. Da heißt es alle Augenblicke: nicht B, nicht D, sondern P und T mußt du sagen. Es ist das so thöricht, als wenn man den oberdeutschen Kindern zumutet: Stein, Stecken, Sporn u. s. w. oder gar, was auch vorkommt: **raten**, **schreiben** 2c. zu sprechen.

Birlinger sagt in seinem Wörterbüchlein zum Volkstümlichen aus Schwaben: „So weit mir Schwaben, Franken, Oberpfalz und Altbaiern bekannt geworden, habe ich gefunden, daß die Buchstaben b, g, d, besonders weich, ja weicher denn in Norddeutschland, im Volke ausgesprochen werde, daß dagegen aber p, k, t, so rein wie sie im Munde des Niederdeutschen und Romanen liegen, weder gehört, noch gesprochen werden kann. Der Oberdeutsche verdoppelt entweder die Laute b, g, d, um p, k, t auszusprechen oder aber er gelangt nur durch besondere Anstrengung zu einem gehauchten Laute, der dem norddeutschen nicht von ferne gleicht, wohl aber

einem bbh, ggh, ddh.“ Wir haben es in der Schule mit Kindern des Volkes zu thun. Es ist aber nicht Aufgabe der Schule, die Mundarten zu verdrängen, das wäre eine Sünde am deutschen Volksleben, sondern den Kindern die Schriftsprache verstehen zu lernen. Dazu aber braucht's keinen Krieg gegen die Mundarten. Die Schriftsprache mag immerhin im Munde der einzelnen mundartliche Färbung behalten, das schadet ja nicht, im Gegenteil, es gefällt das; nichts lächerlicher als wenn ein Schwabe Durst und Wurst, Stein und Stab spricht.

Diese Art der Sprachmißhandlung ist ein Kennzeichen geckenhafter Halb- oder Verbildung.

Es würde Schulvorständen und Lehrern viel eher geziemen, dem Volksstudium sich mehr hinzugeben, sie würden z. B. aus der Volkssprache gar vieles lernen können. Heute noch hat sie manchen kräftigen, konkreten, treffenden, geradezu poetischen Ausdruck. Das bairische Wörterbuch von Schmeller bietet sehr schöne Beispiele. Ich habe deren einige in der 1. Abteilung der Volkskunde verzeichnet und will hier zum Beweis noch einige anführen:

Er ligt auf dəʿ Freidhofmauəʿ, fallt endəʿ 'nei als 'naus; d. h. ist gefährlich krank. I wer' net gsund, bis mə̃ me Freidhof-Koud übəʿlegt, d. h. ich werde wohl an dieser Krankheit sterben. Das Freidhof-Blüemlein wird im Scherz das graue Haar genannt, das am Haupt eines Menschen einzeln zum Vorschein kommt.*)

Nur noch ein Wort über die methodische Behandlung. Die schönste Frucht des Unterrichts im Deutschen ist der Aufsatz. Gelingt einem Lehrer, daß seine Schüler eigene oder fremde Gedanken in klaren, einfachen Sätzen folgerichtig niederzuschreiben vermögen, so ist das eine sehr anerkennungswerte Leistung. Warum aber wird dieses Ziel selten erreicht? Weil der Stoff zu Aufsatzübungen

*) Schmeller, b. Wörterbuch a. v. O.

nicht richtig gewählt wird. Man läßt meist trockene Beschreibungen oder phrasenhafte Schilderungen machen. Beschreibungen vom Tisch, Stuhl u. s. w. sind verfehlte Themate. Die Jugend will Handlung, ihre Phantasie Nahrung; die findet sie hier nicht. Da wäre nun die Volkskunde so recht am Platz. Vor allem würden sich die Sagen zu Aufsätzen sehr empfehlen. Hier ist Handlung, hier hat die Phantasie Spielraum und doch Begrenzung. Man erzähle z. B. vom wütenden Heer, gebe den mythologischen Hintergrund, was gilts, die Jugend, seien es Knaben oder Mädchen, geht tausendmal lieber daran, als wenn es heißt: Jetzt macht eine Beschreibung von der Stube oder von der Kuh. Will man Beschreibungen, so nehme man doch solche Stoffe, die Handlung bieten. Man lasse einen Hochzeitszug, einen Grenzumritt, eine Taufhandlung, ein Kinderspiel beschreiben und man wird die Wahrnehmung machen, daß das alles mit viel mehr Liebe und Aufmerksamkeit geschieht, als wenn man in lederner Schulmeisterlichkeit anfängt: „Das Pferd ist ein Säugetier, es hat vier Füße u. s. w." Vorausgesetzt natürlich, daß der Lehrer über Sitten und Bräuche mit genügender Kenntnis und Wertschätzung spricht. Bei solcher Behandlung würde dem Sprachunterrichte und der Volkskunde zugleich gedient. Nicht will ich aber damit gesagt haben, daß die Volkskunde nur auf dem Wege der Stilübungen bekannt gegeben werde, die Geographie- und Geschichtsstunden, die Festzeiten im Jahre bieten Gelegenheiten genug, dies und jenes anzubringen.

Und so möge diese 3. Abteilung wie die beiden vorausgehenden — wenn auch nur in bescheidenem Maße — beitragen, daß unsere höchsten Güter gepflegt und erhalten bleiben. Nie höre auf deutsche Eigenart, deutscher Glaube, deutsche Treue und deutscher Idealismus!

Dachau, den 22. August 1881.

Der Verfasser.

Das Land als Grundlage des Volkslebens.*)

Schwaben und Neuburg ist ethnographisch ein selbständiges Gebiet. Was aber die Bodenverhältnisse anlangt, so ist der südlich der Donau gelegene größere Teil Oberbaiern verwandt, der nördlich kleinere aber eine Vorstufe des fränkischen Mittelgebirgslandes.

Betrachten wir zunächst das Flußsystem. Die Donau ändert mit dem Eintritt in Schwaben und Neuburg bei Ulm ihre Natur. Sie ist einem Mittelgebirge entsprungen und hat Zuflüsse aus solchen erhalten; mit der Iller nun empfängt sie den ersten Alpenzufluß, dem sich ostwärts Lech und noch andere ansehnlichere anreihen, so daß sie aus einem Mittelgebirgsfluß zu einem aus Hochgebirgswasser gespeisten Strom wird, dessen Uferränder, dessen Natur und Farbe des Wassers ganz anders werden.

Die südlichen kleineren Zuflüsse der Donau in Schwaben haben nördlichen Lauf und teilen das mittlere Land in eine Anzahl fast paralleler Thal- und Hügelstreifen. Von der Iller östlich sind es Günz, Mindel, Zusam und Schmutter, welche alle in dem vorderen und mittleren Hügellande ihren Ursprung haben. Ihr dunkelgrünes, durch Wiesen und Moorgründe schleichendes Wasser unterscheidet sie aufs wesentlichste von Iller, Lech und Wertach mit ihrem klaren Alpenwasser, ihrem raschen Lauf und ihren zahlreichen Geröllbänken. Der Lech bildet die natürliche Grenzlinie gegen Oberbaiern.

Der wichtigste schwäbische Nebenfluß des linken Donauufers ist die Wörnitz. Sie entspringt der Frankenhöhe und geht nach südöstlichem Laufe bei Donauwörth in die Donau.

An Seen ist Schwaben nicht so reich wie das oberbairische Hochgebirge, doch hat es Anteil an dem größten und verkehrfähigsten deutschen See, dem Bodensee.

---

*) Bavaria II. Band.

Die geographische Lage unseres Kreises, welcher sich in einem schmalen Streifen von Süd nach Nord erstreckt und nur im Donauthal durch das Anfügen von Neuburg eine etwas größere Breite gewinnt, bringt es mit sich, daß nicht blos die Bodenarten, sondern auch das Klima höchst verschieden sind. Von Bodenarten treffen wir Alpenkalk, Tertiär, Jura, Diluvium und Alluvium.

Das Klima wird einesteils beeinflußt durch die große Erhebung des Bodens in den Alpen, welche bis zu 2370 m über den Meeresspiegel geht, anderenteils durch die eigentümlichen Verhältnisse des Donauthales. Während auf den höhern Punkten des Algäus bei klarem Himmel der Winter früh beginnt und spät endet, ist das Donauthal und weit hinauf seine Nebenthäler im Herbste und selbst im Frühjahr wochenlang in dichte Nebel gehüllt, welche die Temperatur mildern, aber auch größere Feuchtigkeit der Luft mit sich bringen.

Doch betrachten wir das Land in seinen verschiedenen Partien etwas näher. Durch die Ausläufer der Alpen gegen Norden und Nordost geschützt ist die Umgebung Lindaus, die bei einem sehr tiefgründigen Boden und dem südlichen Hange alle Momente für die üppigste Vegetation vereinigt. Garten-, Obst- und in einzelnen Lagen sogar Weinbau sind dort zu finden.

Je weiter nach Norden vom Seeufer aus man hinaufsteigt, um so weniger intensiv ist die Kultur; der Getreidebau tritt hier so weit zurück, daß er nur als passende Zwischennutzung für den Futterbau erscheint. Die Viehzucht ist vorherrschend, die Stallfütterung hört auf, das Vieh sucht seine Nahrung auf den ausgedehnten Egarten.*)

Noch einen Schritt weiter und wir sind im Algäu.**) In tief eingeschnittenen Thälern finden wir sorgfältig gepflegte und bewässerte Wiesen. Alles Dichten und Trachten des Landmannes ist auf Gewinnung guten Futters gerichtet. Selten in größeren Dörfern, mehr in Weilern und Einödhöfen wohnt der Bauer, womöglich in der Mitte seines Besitztums. Die Alpen werden un-

*) Schmeller I Sp. 941. Egart, Egert, ehemals gepflügte, Acker gewesene Feldfläche, die später zu Graswuchs, in der Folge wohl gar zu Holz oder ganz öde geblieben ist.

**) Schmeller Sp. 65. Das Allgäu = Gäu vor den Alpen.

gefähr Ende Mai bezogen. Der Algäuer Viehschlag ist Glanzpunkt unserer Landwirtschaft.

Bei Kaufbeuren und Obergünzburg verflachen sich die Berge und die Bergränder fallen weniger steil ab. Auch da ist noch die Egartenwirtschaft, der Landmann legt den größten Wert auf seine Änger und seine Viehhaltung. Doch begünstigen Boden und Klima den Graswuchs weniger, weshalb der Viehschlag nicht mehr so gut ist wie im Algäu.

Nördlich von Buchloe, Mindelheim und Memmingen übt die Dreifelderwirtschaft ihre weitausgedehnte Herrschaft.

An den verschiedenen, gegen Donau und Wertach laufenden Flüßchen und Bächen liegen Wiesen, welche durch den serpentinartigen Lauf der Gewässer zu naß, nur saures Futter erzeugen.

Ehe wir das Donauthal betreten, werfen wir noch einen Blick auf das Lechfeld. Die armen Kolonisten ringen mit mühsamer Arbeit dem Boden nur die geringsten Ernten ab und das kleine Vieh ist von ungenügender saurer Weide im magersten Zustande.

Wo die Donau Baiern betritt und mit der Iller einen Winkel bildet, ist ihr rechtes Ufer sehr niedrig und flach. Es ist das Ulmer Ried. Auf Kies- und Sandlagern sind geringe Wiesen und Weiden, hie und da Torfstiche. Die wenigen Äcker sind schlecht und leiden an Näße. Ueberhaupt zeigt das rechte Ufer der Donau in seinem Boden, in seinen Produkten und in seiner Bewirtschaftung durchaus den Charakter seiner Alluvialböden; neben fruchtbaren Feldern liegen Riede, welche nur zur Weide dienen, neben üppigsten Anschütten tritt Kies zu Tage. Dörfer und Weiler liegen bei den wenigen fruchtbaren Strecken weit auseinander, den Zwischenraum füllen die Bauernhöfe aus, die sich den Rest des landwirtschaftlich Nutzbaren ausgesucht haben. Es sind gute Höfe, diese „Schwaigen"; auf ihnen hausen reiche Bauern, welche ihren Stolz darein setzen, fette Viergespanne im Stalle zu haben.

Die gleichen Geschiebe wie im Ulmer Ried bilden die Unterlage des linken Donauufers bei Gundelfingen, nur kommen größere Torfstiche im Donaumoos bei Günzburg vor. Und wie das Ulmer Ried auf dem rechten Ufer im Osten von den Hügeln der Molasse begrenzt ist, welche gute Gerstenböden tragen, so treten auf dem linken mit der Brenz die Ausläufer der schwäbischen

Alb an die Donau heran und bilden die nördliche und nordöstliche Grenze der Niederung. Die Jurakalkhügel begleiten von nun an die Donau im Norden auf ihrem weiten Kreise bald näher an den Fluß herantretend, bald sich weiter entfernend. Von Gundelfingen über Höchstädt hinab liegt auf ihnen der tiefgründigste, kalkhaltige Lehmboden, dem Löß gleich die ausgezeichnetsten Bodenarten bildend, welche sich in vielen Stücken dem Dungaboden bei Straubing würdig an die Seite stellen. Hier wird der Feldbau aufs intensivste betrieben.

Sobald man das Thal verläßt und höher auf die Ausläufer des Jura kommt, wird der Boden schwer, lettig und naßgallig. Die Bearbeitung ist mit großen Schwierigkeiten verbunden; weshalb die Höhe teilweise öde, nur von Schafen benützt wird.

Den gleichen Charakter zeigt der übrige bergige Teil unsers Kreises nördlich der Donau von Höchstädt über Donauwörth abwärts, es ist der Jura, der überall auftritt, die guten Felder sind selten und nur in den Thälern und da, wo die Berge sich gegen die Thäler verflachen.

Zwischen Burgheim und Neuburg setzen Jurahügel über die Donau, an welche im Osten das große Donaumoos grenzt. Die Geschichte seiner Kultivierung ist die des Lechfeldes. Dem nie rastenden Fleiße seiner Kolonisten ist es gelungen, eine beträchtliche Strecke in Feld und Wiese umzuwandeln.

Das Ries ist nach Boden und Kultur in landwirtschaftlicher Beziehung der bedeutendste Teil Schwabens. Im Süden, Südost und Osten ist es von Jurahügeln, im Westen und Norden von solchen der Lias begrenzt, die alle mit schönen Laubwäldern geschmückt sind. Die große Fläche wird durch einzelne Süßwasserkalkfelsen unterbrochen. Der fruchtbare, zusammengeschlemmte Boden lohnt reichlich den Fleiß und so weit das Auge reicht, sieht man die üppigsten Getreidefelder. Die Wiesen an den Flüssen Eger und Wörnitz sind berühmt wegen ihres reichlichen und guten Futters. Der lohnende Feldbau, der gute Absatz der Produkte sind die Ursache allgemeiner Wohlhabenheit, die durch Fleiß und Genügsamkeit erhalten und vermehrt wird. Grund und Boden haben hohen Wert. Der Viehzucht, besonders der Geflügelzucht wird größte Sorgfalt gewidmet.

Zum Schluße müßen wir der Lage Augsburgs noch eine besondere Beachtung schenken.*) Ein Blick auf die Karte lehrt die örtliche Notwendigkeit dieser weltberühmten Stadt. Vier Gewässer sind hier bedeutsam: Lech, Wertach, Singold und Brunnenbach. Was die beiden letzteren betrifft, so repräsentieren sie nicht blos jedes ihren eigenen Wasserfaden, sondern je einen ganzen Strang von kleinen Parallelbächen, ein ganzes Netz von Quellen, wodurch die Lech- und Wertachauen mit zahllosen Wassergräben durchschnitten werden, Augsburg aber den reichsten Schatz nutzbaren Wassers gewinnt. In Deutschland mag wohl keine Stadt so reich an trefflichen Brunnen und Quellen sein wie Augsburg und dieser Reichtum hängt mit dem Wassersystem der Singold und des Brunnenbaches eng zusammen. Doch nicht blos Trinkwasser ergoß sich aus diesen Bächen und ihren Quellen nach Augsburg, mit den Lech- und Wertachkanälen treiben sie ein vielverzweigtes Aderngeflecht mit mächtigem Gefäll durch die Stadt und gaben ihr seit Jahrhunderten den Beruf zum Großgewerbe.

Draußen im natürlichen Bett als reißender Hochgebirgsfluß ist der Lech unbändig und dem Bauern schädlich, hier kanalisiert, ist er den verschiedenen Gewerben dienstwillig und macht den Bürger reich. Auf der ganzen weiten Strecke bis zur Mündung ist kein Punkt, wo der Lech dem Menschen freundlich gesinnt wäre außer hier bei Augsburg. Zwar hatte er nie Handelsbedeutung, um so mehr aber eine gewerbliche, aus welcher erstere immer nur hervorwuchs. Geriet das Gewerbe in Verfall, so stand es auch mit dem Handel nicht am besten.

Die ungeheuere Geröllfläche des Lechfeldes ist zugleich der letzte Ausläufer, die Grenzmark der südbairischen Hochflächenzone. So öde und ungesegnet das obere Lechfeld, so kostbar wird seine unterste Spitze, hier thront Augsburg. Diese Vorgebirgslage zeichnet in den Grundplan der Stadt die glückliche Doppelnatur einer Hoch- und Tiefstadt, einer patrizisch dominierenden Anapolis neben gewerbfleißigen, von Kanälen durchschnittenen Vorstädten.

*) Riehl, Kulturstudien S. 261.

Geschichts- und Kunstdenkmäler.

Vorgeschichtliche Zeit.

a. Eiszeit.*)

Hat sich ein Gebirg über die Grenze des ewigen Schnees erhoben, so muß sich im Laufe der Jahre eine ungeheuere Menge Schnee auf ihm anhäufen. Nun ist es ja wohl zweifellos, daß das Gebirge von Anfang an Unebenheiten, Spalten, Hochthäler und Hochrücken hat, aber die Vertiefungen sind unfertig, unterbrochen, versperrt und deshalb für die Fortschaffung der Schneemassen unwirksam.

Allein der Schnee besteht aus verschiebbaren Teilchen und so muß der immer mehr zunehmende Druck schließlich eine Bewegung in der Schneemasse hervorrufen und diese kann nur der Tiefe zugehen. Stellen sich auch Terrainverhältnisse hemmend in den Weg, die nachrückenden Massen vergrößern den Druck und die Hindernisse werden mit um so größerer Energie überwunden. Ist aber die Grenze der Eis- und Schneelinie erreicht, so wird die Bewegung eine raschere, weil hier Regen- und Schneewasser Furchungen schon gemacht haben. Kommts vollends an den Rand des Gebirgs, so breitet sich der Gletscher wie ein Strom langsam in der Ebene aus. Wie weit heraus er dringt, das hängt vor allem von dem Schwergewicht der nachrückenden Masse ab. Das ist die Eiszeit für die Ebene.

Es ist eine allseitig zugestandene Thatsache, daß die höchsten Gebirge der Erde zugleich die jüngsten sind, mit andern Worten, daß gegen Ende der Tertiärzeit nicht blos die Alpen, sondern geognostisch nahezu gleichzeitig auch die Pyrenäen und der Kaukasus in Europa sich erhoben haben, somit Ende der Zeit, auf welche die Eiszeit folgt. Es findet also ein Causalzusammenhang zwischen Gebirgserhebung und Eiszeit statt. Dieser Causalnexus findet seine Anwendung auch auf Mittelgebirge in höhern geographischen Breiten, wie wohl über die Erhebungszeit derselben keine solche Überein-

*) 1. Jahreshefte des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg 1874.

2. Sitzungsberichte der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München 1874.

stimmung herrscht, wie bei den höchsten Gebirgen. So erklärt Pfarrer Probst in Essendorf die Eiszeit.

Professor Zittel sagt, daß ers für erwiesen achte, daß der Eiszeit eine Periode heftiger Überflutung vorherging, während welcher ungeheure Geröllmassen die Unebenheiten des bereits von Thälern durchfurchten Tertiärbodens ausfüllten und den später folgenden Gletschern einen ebenen Untergrund schufen.

Oskar Peschel will die ehemalige Eisbedeckung der Schweiz und der angrenzenden Gebiete durch eine andere Verteilung von Wasser und Land in Europa erklären.

Allein die Eisdecke durfte nicht bleiben. War die Wärme durch die Eismassen sehr gemindert, so fing doch unter ihrem Einfluß das Eis zu schmelzen an. Kam auch immer wieder Zuwachs, so groß war er doch nicht um den täglich größer werdenden Abgang zu ersetzen. Und so trat der Gletscher allmählich wieder zurück bis an die Grenze der Schneelinie. Anfänglich natürlich schmolzen die Eismassen nur langsam ab und wurden die Wasser nur allmählich frei. Der äußere Ring des Gletschers war dadurch im Beginn der Abschmelzung ein Komplex von größern und kleinern Seen mit schmutzigem Eiswasser. In diesen Tümpeln schlug sich der Schlamm, der Hochlandslehm oder Blocklehm nieder und umhüllte die Gebirgsfragmente, die der Gletscher herabgeführt hatte und zugleich die ganze Gegend. Der Lehm weist entschieden auf gestautes Wasser hin. Als aber die Schmelzung weiter nach innen zurückgriff und jedenfalls rascher von statten ging, ja als es an das eigentliche Massiv und Centrum des Gletschers kam, das Wasser in Folge dessen eine energischere Thätigkeit entfaltete, da finden wir die deutlichsten Beweise der Durchfurchung der Landschaft nach verschiedenen Seiten. Daß diese Durchbrüche sämmtlich erst zur Gletscherzeit und durch Gletscherströme hervorgebracht wurden, wird unumstößlich bewiesen dadurch, daß nicht blos das Tertiär, sondern auch Nagelfluhe und Blocklehm von dem Durchbruch betroffen wurde und daß an den Rändern dieser Thäler gewaltige Kiesterrassen aus alpinem Material aufgeschüttet sind.

Ehemaliger Gletscherboden oder eine Moränenlandschaft*) ist

*) Schmeller I Sp. 1642; Die Mur, (Gebirg) Sand und losgebrochenes, zerstückeltes Gestein, welches von den Höhen in die Thalebenen niedergerollt

leicht zu erkennen an den zahlreichen, seichten Seen und Mösern, an Sand, Kies und den erratischen Blöcken. Die Steine liegen wirr und kraus durcheinander, sind häufig auf die Spitze und auf die schmale Kante gestellt und lassen an ihren scharfen Kanten deutlich erkennen, daß sie nicht durch Wasserströme aus den Hochalpen herabgeschwemmt wurden.

Das ganze Material der Grundmoränen stammt aus den Alpen: Krystallinische Gebirgsarten und Kalksteine von verschiedener Farbe, etwas seltener Sandstein und Mergelschiefer aus dem tertiären Vorland. Das entschiedenste und untrüglichste Merkmal für Glacialgebilde bieten die gekritzten Geschiebe. In ausgezeichneter Deutlichkeit sieht man solche Kritze auf Kalksteinen, namentlich auf Stücken von dunkler Färbung. Die Grundmoränen zeigen sich am schönsten und reinsten erhalten auf den höher gelegenen Teilen des Hügellandes.

Unter den organischen Gebilden nennt Zittel alpine und noch jetzt in Südbaiern lebende Konchylien, ferner Elephas primigenius, Rhinoceros tichorhinus, Cervus tarandus (Renntier), Cervus elephas (Edelhirsch) Equs caballus (Pferd). Und daß das schwäbische Land auch zu der Zeit bewohnt wurde, wo mächtige Gletscher das Rheinthal und den Bodensee ausfüllten, ist jetzt erwiesen. Unweit der alten Abtei Schussenried wurde 1866 an der Quelle der Schussen eine ungestörte Bodenschicht aufgedeckt, in welcher sich bearbeitete Renngeweihe, Pfriemen mit ausgeschlitztem Öhr, eine hölzerne glattgeschabte Nadel, Haken zum Angeln, lanzett- und sägeblattförmige Feuersteine, rote Farbenknollen zur Hautmalerei, Asche und Kohlenreste vereinigt fanden. Wollte man auch wenig Gewicht darauf legen, daß die Kulturreste zwischen Schichten von Gletscherlehm eingeschlossen sind, so genügt es doch für die Altersbestimmung, daß sich den menschlichen Geräten auch die Knochen des Eisfuchses und zwar im Bau übereinstimmend mit einer Art, die jetzt in Labrador haust, sowie des Fiolfraßes (Gulo borealis), endlich die Reste zweier Moose beigesellen, wovon das eine (Hypnum sarmentosum)

(truckene Mur), oder auch von Wetterbächen herabgeschwemmt worden ist (naße Mur). Nach Saussure nennen die Bauern von Chamounix das Steingerölle, auf welchem die Gletscher aufzusitzen pflegen, la moraine du glacier; ital. la mora = Steinhaufen.

sonst nur in Lappland, in Norwegen an der Grenze des ausdauernden Schnees, das andere (Hypnum fluitans var. tenuissima) gegenwärtig auf sumpfigen Wiesen der Alpen vorkommt. Hier liegen also Thatsachen vor uns, die jeden geologisch Gebildeten fast davon überzeugen, daß der Mensch bereits zur Eiszeit Schwaben bewohnte.*)

Sind bis jetzt in Schwaben und Neuburg spezielle Untersuchungen nicht angestellt worden, so ist doch unzweifelhaft aus der Bodenbeschaffenheit der Schluß zu ziehen, daß es ebenso wie Oberbaiern und das württembergische Oberschwaben einst vergletschert war. Zudem beweisen es folgende Andeutungen, die teils Probst, teils Gümbel gemacht haben: Von Lindau landeinwärts erheben sich stattliche Moränenhügel in steiler Ansteigung; von Weißenberg in Baiern zieht sich bis zum Wolfgangsweiher bei Wangen eine Kette von ungefähr 10 Weihern; Spuren von Glacialschutt und moränenartige Geröllanhäufung findet Gümbel im Algäu und im Gebiete des hohen Vorlandes der Peißenberger Zone.

b. Stein- und Bronze-Zeit oder Pfahlbautenzeit.**)

In frühester Vorzeit haben Gruppen von Familien am Rande der Seen Hütten bewohnt, die sie nicht auf trockenem Boden, sondern an seichten Uferstellen auf Pfahlwerk errichtet hatten. Solche Pfahlbauten finden wir in Schwaben im Alpsee bei Immenstadt, ganz besonders aber am Bodensee.

Die Pfähle waren in den eigentlichen Seegrund eingetrieben und so lang, daß ihre obern Teile bei jedem Stand des Wassers ein paar Fuß aus demselben hervortraten. Sie bildeten in dichten Reihen stehend und mit wagrecht liegenden Balken und Brettern bedeckt, ein festes Gerüste, einen Unterbau für die darauf zu errichtende Wohnungen. Für die Kenntnis der häuslichen Zustände der Pfahlbaubewohner gewähren die in den Torfmooren begrabenen

*) Peschel, Völkerkunde S. 42.

**) Die Pfahlbauten in den Schweizerseen von Dr. Ferdinand Keller, 7 Berichte, Zürich.

Untersuchung der Tierreste aus den Pfahlbauten der Schweiz von Dr. Rütimeyer. Die Pflanzen der Pfahlbauten von Dr. Oswald Heer.

(Herausgegeben von der schweizerisch-antiquarischen Gesellschaft in Zürich.)

Sitzungsberichte der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München, Jahrgang 1866 Bd. II; Ueber Pfahlbauten von Moritz Wagner.

Ansiedlungen weit mehr Aufschluß als die, deren Ueberreste in dem Grunde der Seen gefunden werden. Hören wir, was darüber einer der eifrigsten Forscher, Messikomer, erzählt: „Wer sich die Mühe nimmt, in eine auf dem Pfahlterrain gegrabene und durch Pumpen von Wasser befreite Grube hinabzusteigen, bemerkt etwa 2,10—3,20 m tief unter dem Boden eine Schicht von weißgrauer Farbe, die aus den Resten zahlloser Schneckengehäuse besteht und hier weißer Seegrund genannt wird. In dieser Schicht findet sich noch keine Spur von Artefakten, aber es stecken darin die Spitzen der untersten Pfähle. Hierauf folgt eine fett anzufühlende klebrige Masse von 9,6 cm Mächtigkeit, die aus der Zersetzung von Pflanzenresten entstanden ist und die Bildung des Torfes vermittelt hat. In dieser Schicht kommen, wie wohl nicht in großer Menge, Gerätschaften vor. Über derselben liegt ein Stratum von Kohlen, das von dem Brande der ersten Ansiedlung herrührt und Gersten und Weizenkörner, auch Fäden und durch Verkohlung trefflich erhaltene Stücke von Gewändern und Fischernetzen enthält. Allem Anscheine nach war diese erste Ansiedlung von nicht gar langer Dauer.

Nach dem Ereignis, das die ersten Wohngebäude betroffen, errichteten die Siedler auf derselben Stelle wieder neue, denn oberhalb der untersten Kohlenschicht bemerkten wir ein 0,87 m dickes Torflager, in welchem Knochen, Scherben ꝛc. und das Material eines ehemaligen Estrichs eingebettet liegen. Jetzt folgt wieder eine Kohlenschicht mit Getreide, Äpfeln, Tuchresten, Knochen, Scherben und den gewöhnlichen Geräten aus Stein und Knochen. Die Pfahlhütten der zweiten Niederlassung gingen ebenfalls durch Feuer unter, wie die abgebrannten Spitzen des zweiten Pfahlrostes deutlich beweisen. Dieser war fester angelegt als der frühere, da die Pfähle so zahlreich sind, daß durchschnittlich auf 8,500 qdm 3—4 Hölzer zu stehen kommen. Auch war die Dauer dieser zweiten Periode, während deren sich eine so bedeutende Masse von Torf angelegt hatte, viel größer.

Ueber der zweiten Brandstätte breitet sich wieder ein Torflager aus, von etwa 0,87 m Mächtigkeit, in welchem Reste eines Estrichs, eine Menge angefangener, zerbrochener und auch gut erhaltener Steinbeile, ferner Töpfe nebst andern auf dem Pfahlbau zu findenden Dingen vorkommen. Charakteristisch für diese dritte Ansiedlung, die sehr lange existiert haben muß, ist der Umstand, daß, während

die Pfähle der zwei ersten Ansiedlungen bis zum weißen Grund hinabreichen, diejenigen der dritten in den Körpern der beiden ersten eingesetzt sind, und daß dieselben nicht wie bei diesen aus Rundholz von weichen Holzarten, sondern durchweg aus gespaltenen Stämmen von Eichen bestehen.

Der Fußboden der Hütte bestand aus Lagen parallel dicht aneinander gelegter 0,60 m langer Stämme, die Zwischenräume waren sorgfältig mit Lehm und Schilfgras verstopft. Der innere Raum war von Brettern eingefaßt, die zwischen den senkrechten Stangen, welche die Träger der Wände bildeten, eingeklemmt auf der Kante standen. Die offenen Stellen waren mit Flechtwerk ausgefüllt und dieses mit Lehm beschlagen. Die Bedachung war aus Lagen von Stroh und Riedgras hergestellt. Die Wohnungen standen ziemlich regelmäßig neben einander und waren höchstens 0,60—0,90 m von einander entfernt. Ihre Länge betrug im Durchschnitt 5,84 m, ihre Breite 3,50 m. Mit größter Sorgfalt waren die Hütten angelegt und so fest, daß sie vollkommenen Schutz gegen jegliche Witterung boten. Jede Wohnung enthielt den nötigen Raum für eine Familie, einen Herd mit den nötigen Utensilien zum Kochen, große Töpfe zur Aufbewahrung von Lebensmitteln, einen Webstuhl mit Vorräten von Flachs und alles für Haus und Landwirtschaft nötige Geräte. Wir haben uns also unter den Pfahlbauten inselartige Ansiedlungen zu denken, auf deren neben den Bewohnern und ihrer Habe auch die Herden sammt den Futtervorräten für dieselben Obdach und Unterkunft fanden."

Da die Herstellung dieser Pfahlbauten unglaubliche Anstrengung erforderte, so mag man billig fragen, warum sie im Wasser in einiger Entfernung vom Lande errichtet wurden? Der Anlaß ist gewiß kein anderer als Leben und Eigentum vor Ueberfällen der Feinde sicher zu stellen. Hier konnten die Pfahlbauern sich gegen den Feind leicht verteidigen, mochte er auf Kähnen oder über eine Brücke kommen. Uebrigens bot diese Art Ansiedlung zugleich mancherlei Vorteile, die nahen Wälder gaben Holz und Wildbret in reichster Fülle, die Seen nicht minder Fische und das Wasser war sicher eine bequemere Straße, als sie das Land darbot.*)

*) S. Volkskunde von Baiern, 1. Abteilung S. 8.

An Raum fehlte es weder in noch neben den Wohnungen, alle Arbeiten und Geschäfte konnten vorgenommen werden. Es wurde gekocht, gesponnen, Schnüre, Kleider, Jagd- und Fischergeräte angefertigt, der Serpentinstein, die Knochen verschiedener Tiere, das Horn des Hirschgeweihes zu mancherlei Werkzeugen verarbeitet, Thongeschirre gemacht u. s. w. Aller Abfall von Holz, unbrauchbar gewordenes Geräte wurde ins Wasser geworfen, wo sie im Schlamm versanken. Eines der ursprünglichsten Bedürfnisse ist das des Befestigens, Bindens und Zusammenheftens. Dies zu befriedigen, mußte der Mensch frühzeitig nach natürlichen Drähten und Bändern forschen. Er fand sie in den Halmen der stärkeren Grasarten, Rohrstengeln, in den Zweigen und dem Bast der Bäume, ferner in den Sehnen und Gedärmen und zerschnittenen Fellen der Tiere.

Mit solchen Bindemitteln konnten Werkzeuge und Waffen an Stielen befestigt, Baumstämme und Äste zusammengebunden und Hütten errichtet werden. Das Binden führte zum Flechten, aus Fäden wurden Flächen, es entstanden Matten und Körbe, die der Mensch mit den einfachsten Werkzeugen zuwege brachte. Endlich fand er die besten in der Natur vorhandenen Stoffe, unter diesen den Flachs, der die nötigen Eigenschaften im vorzüglichsten Grade besitzt. Die Benutzung des Flachses war in den Pfahlbauten zu bedeutender Ausdehnung gediehen. Ja nachdem Spinnen, Zwirnen, Flechten und Stricken bekannt war, nachdem Leinwand auf einfacher Vorrichtung verfertigt werden konnte, machte sich bald auch der dem Menschen angeborene Hang zum Schönen und Gefälligen an seinen Produkten bemerkbar. Wir finden Webeerzeugnisse, die dem Streben nach Abwechslung und Schmuck Genüge leisten.

Wie haben die Pfahlhüttenbewohner sich Feuer verschafft? Vermittelst Metallen und Silikaten Feuer zu erzeugen, war ihnen nicht möglich. Ein Fund (Dr. Uhlmann) macht es zweifellos, daß sie Feuer durch Reibung hervorzubringen verstanden. Wenn nämlich ein Stück Holz zwischen zwei breiten Hölzern senkrecht gestellt und äußerst schnell um seine Achse gedreht wird, so fängt es an zu rauchen und es entsteht in den sich bildenden Löchern Feuer. Einmal im Besitze desselben haben sie es wahrscheinlich nicht mehr ausgehen lassen, sondern sorgsam unterhalten.

Alle Thongeräte wurden aus freier Hand verfertigt, was die

Menge Bauchungen und Höcker und die ungleiche Dicke der Wände bezeugen, auch sind sie am offenen Feuer und da nur schlecht gebrannt worden, weshalb sie nicht gehörig erhärtet sind und keinen Klang geben. Aber auch hier macht sich der Trieb nach Mannigfaltigkeit und Zier geltend. Von alle den gefundenen Stücken haben nicht zwei dieselbe Gestalt und außer dem Anstriche haben sie auch noch am obern Teil eingedruckte oder erhabene Verzierungen.

Gingen die Pfahlbauleute nackt oder bekleidet? Betrachtet man die gefundenen Werkzeuge, so findet man, daß die aus Knochen und viele aus Stein verfertigten als Instrumente gebraucht werden, den Tieren die Häute abzuziehen, dieselben zu schaben, zuzubereiten und endlich die Felle in passende Kleidungsstücke zu schneiden und zu nähen. Zum Zerschneiden der Häute und des Leders sind die beilartigen Steinmesser mit geschweifter Schneide leicht zu erkennen. Besonders gut für diese Zwecke waren die aus Nephrit verfertigten Schneideinstrumente. Zum Zusammennähen dienten die vielen Pfriemen aus Knochen und die aus Eberzahn gemachten Nähnadeln. Daß die Pfahlbewohner in Häute und Felle sich kleideten, mag daher wohl keinem Zweifel unterworfen sein.

Eine Menge Bruchstücke von verkohlten Getreidekuchen oder Brot läßt uns die Brotbereitung erkennen. Es sind Fladen von 24—36 mm Höhe und von rundlicher Form. Ein kleines, fast ganz erhaltenes Stück hat etwa 9,6—12,0 cm Durchmesser. Der Teig bestand nicht aus Mehl, sondern aus mehr oder weniger zerquetschten Getreidekörnern. In einigen Stücken lassen sich halbe Gerstenkörner deutlich erkennen. Die untere Seite dieser Brotstücke ist bald flach, bald konkav und es scheint außer Zweifel, daß das Backen der breiartigen Masse dadurch bewerkstelligt wurde, daß man dieselbe auf heiße Steine legte und mit glühender Asche bedeckte.

Die Seeansiedlungen haben lange bestanden. Der Zeitraum, dessen Dauer sich nicht genau bestimmen läßt, zerfällt in mehrere Perioden. Die älteste nennen wir die Steinzeit. Da waren die Metalle noch unbekannt. Zu der Zeit bildete der Feuerstein den Stoff, durch welchen mittelbar und unmittelbar alles Werkzeug der Ansiedler seine Form erhielt. Allein da er bei uns sich nicht so häufig fand, wurden anstatt des Flint auch andere harte Steinarten gewählt, die sich in Fülle und guter Qualität darboten.

Die Ansiedler kamen schon sehr früh in Berührung mit den handeltreibenden und gebildeten Völkern des Südens. Diese vermittelten ihnen Geräte und Schmuck aus dem Oriente. Und so brachten sie auch Bronze. Nachdem die Pfahlbauern dieselbe zu verarbeiten gelernt hatten, kamen allmählich die Geräte der vorigen Periode außer Gebrauch und zwar in dem Grade, daß bei Niederlassungen, die in der Bronzezeit gegründet wurden, sich nichts von Stein- und Knochengeräten auffinden läßt, wie umgekehrt bei Ansiedlungen, die während der Steinzeit untergingen, keine Spur von Bronze zum Vorschein kommt. Uebrigens ist die Zahl der Pfahldörfer, die beiden Perioden angehören und in denen die Geräte der einen und andern sich finden, sehr bedeutend. Betrachten wir die Menge und Gestaltung sowohl der Bronzegegenstände, als auch der übrigen gleichzeitigen Produkte, so gewahren wir hier einen Erfindungsgeist und eine Wohlhabenheit, welche auf eine bedeutende Entwicklung der Lebensverhältnisse unserer Pfahlbaubewohner schließen lassen.

Als aber das Eisen den Ansiedlern bekannt wurde, als sie das notwendigste aller Geräte, die Axt, daraus zu fertigen verstanden, ja als sie Waffen und alles übrige Schneid- und Stechgeräte aus demselben sich verschafften, da begann die kulturgeschichtliche Periode, mit der die Bevölkerung in die Weltgeschichte eintrat.

Haben wir bis jetzt die Wohnstätten und die Lebensweise der Pfahlbautenbewohner betrachtet, so wollen wir unsere Aufmerksamkeit einzelnen Fundstücken zuwenden, denn die sind es allein, die Kunde geben von dem Leben und Wirken einstiger Bewohner.

Ein Geräte aus Stein, das sich am zahlreichsten und ohne Zweifel über alle Länder Europas verbreitet findet, ist das Steinbeil oder der Steinmeißel. Die gewöhnliche Form dieses Steingerätes ist die eines Keiles. Breitet es sich an der Schneide aus, so gleicht es dem Beile, ist es überall gleich breit oder in der Mitte ausgebauscht, so hat es die Gestalt eines Meißels. Viele Exemplare sind in der Mitte im Querschnitt quadratisch mit scharfen Kanten versehen, andere rundlich oval und daher walzenförmig. Diese Werkzeuge wurden teils aus einheimischem, teils aus ausländischem Gestein verfertigt. Die aus Beilstein, Nephrit verfertigten,

stammen entschieden aus dem Oriente. Diese sind zugleich bündiger Beweis für den Handelsverkehr. Die Keile und Meißel sind ursprünglich in Stücke von Hirschgeweihen befestigt gewesen. Je nach Größe und Gestaltung und je nach Natur des Materials und der Art, wie sie gefaßt waren, mögen sie den verschiedenartigsten Anforderungen entsprochen haben. War das Beil mit oder ohne Fassung in eine Keule eingesetzt, so konnte es zugleich als Schlagwaffe für kriegerische Zwecke und als Axt für wirtschaftliche benützt werden. An ein längeres Stück Horn befestigt, diente es zu allen möglichen technischen Verrichtungen und war das Hauptstück des Haushaltes.

Kornquetscher und Mahlsteine bilden Stampf- und Reibwerkzeuge, die zum Zermalmen von Körnern im Gebrauche waren. Geräte aus Feuerstein sind Sägen, Messer, Pfeilspitzen, Schleifsteine, Pfriemen und Steinhämmer finden sich in großer Zahl.

Geräte aus Knochen sind die kleinen meißelartig zugeschliffenen Instrumente, die zur Anfertigung der Thongeschirre, namentlich zu den an denselben befindlichen Ornamenten gedient haben mögen, ferner Strick-, Haar- und Kleidernadeln, größere und kleinere Ahlen und Pfriemen. Die Anfertigung sehr brauchbarer Kerbe- und Schneide-Instrumente aus Eberzahn war einfach und mit wenig Mühe verbunden. Ganze oder gespaltene Eberzähne wurden an einem Ende scharf geschliffen, so daß die Glasur des Zahnes die Schneide des Messers bildete. Diese Werkzeuge sind den Schusterkneifen ganz ähnlich und ohne Zweifel zum Zerschneiden der Felle und des Leders benützt worden.

Von Holz existiert eine Keule (Eichenholz), ferner eine Menge angebrannter Bretter, die durch Spalten der Stämme entstanden, stellenweise mit Steinbeilen behauen oder behackt sind. Schöpfgefäße aus Ahornholz sind gefunden worden, die in Betracht der unvollkommenen Schnitzwerkzeuge mit bewundernswerter Geschicklichkeit verfertigt sind und mit den Schöpfgefäßen in den Sennhütten die größte Aehnlichkeit haben. Interessant ist die Form eines gefundenen Bootes, es ist ein Einbaum. Aus der Bronzezeit finden wir Sicheln, halbmondförmig jedoch mit der Abweichung, daß die eine Hälfte etwas weniger gebogen und an der Spitze ab-

gerundet ist. Sie sind alle durch Guß entstanden, wie ein Buckel in der Mitte des Randes, mitunter auch ein stehen gebliebener Gußzapfen deutlich anzeigt. Ihre Schaftung ist ganz der der Steinbeile ähnlich, indem sie an ein gespaltenes Stück Holz vermittelst Schnüren oder eines Nagels befestigt wurden.

Mit Bronze, — bestehend aus reinem Zinn und Kupfer, welch letzterem Nickel beigemischt ist, und dem Guß — mehren sich die Werkzeuge und ihre Gestaltung. Bronzebeile finden sich sehr viele, aber nicht zwei aus derselben Gußform, was sicher ein Beweis ist von der Menge der Gußstätten.

Lanzen= und Wurfspießspitzen sind Muster schöner und zweckmäßiger Form, die zugleich Zeugnis geben von der großen Geschicklichkeit der Pfahlbaubewohner im Erzgießen. Da die Länge dieser Spitzen von 7,2 bis zu 26,4 cm ansteigt, so mögen wohl die kleinen zu Wurf=, die größern zu Stoßwaffen benützt worden sein. An einer hat man sogar Schlangenverzierungen gefunden.

Groß ist auch die Zahl der Meißel und Hämmer und der Nadeln. Die Haarnadeln haben alle Köpfe von derselben Form und eine Länge von 14,4 — 19,2 cm.

Die Trümmer von Thon lassen auf große Töpfe schließen, die an der Mündung einen Durchmesser von 0,87 m haben und die zum Aufbewahren des Getreides und anderer Dinge gedient haben mögen. Kleinere Töpfe scheinen zur Aufnahme von Flüssigkeiten und zum Kochen bestimmt gewesen zu sein; Schüsseln, Schalen, Näpfe, Trinkbecher sind in sehr verschiedener Form und Größe zu sehen. So ist an den Scherben aller Gefäße die Mannigfaltigkeit der Muster zu bewundern, eine Mannigfaltigkeit, die wirklich in Erstaunen setzt, wenn man sieht, daß sich die Erfindungsgabe der Verfertiger fast ausschließlich innerhalb der Kombination gerader Striche bewegte und die geschweifte Linie selten in Anwendung brachte.

Beachtenswert sind die Flechtwerkeindrücke auf Tafeln von Letten. Es sind das Bruchstücke der einstigen Bekleidung der Wände des Hauses, welche ursprünglich nicht gebrannt, erst bei der Einäscherung ganz fest wurden.

Von besonderem Interesse sind die Flachsfunde. So wurde zu Wangen am Bodensee verkohlter Flachs an bestimmten, ziemlich scharf

abgegrenzten Plätzen von einem Flächeninhalt von 4—6 □ Ruten gefunden, und zwar in unverarbeitetem Zustande, nämlich in Stängelchen von ziemlicher Länge mit vollkommen gut erhaltenen Samenkapseln, oder in höchst sauber zusammengelegten Büscheln oder zu Faden versponnen, oder mit Bändern von Weidenbast zu zierlichen, kunstreichen Geflechten verwendet. An solchen Stellen des Pfahlbaus mögen Spinnstuben oder Vorratskammern für Flachs und dessen Präparate gewesen sein. So gibt es auch Punkte, an welchen Stroh und Strohgeflechte zu erheben sind. Am zahlreichsten sind die, welche Getreide sowohl in ganzen sehr wohl erhaltenen Ähren, als auch Körner liefern. Mit Getreide und mit gedörrtem Obst, welches ebenfalls massenhaft vorhanden ist, waren mithin die Ansiedler wohl versehen.

Bei der Ausdehnung, welche die Schiffahrt, Fischerei und Jagd gehabt hat, ist es ganz begreiflich, daß die Produktion von Schnüren und Seilen sehr bedeutend gewesen sein muß. Die aufgefundenen Bündel von einfachem Garn und von Fäden, die aus zwei oder mehreren Teilen zusammengedreht sind, zeigen von der großen Geschicklichkeit, welche die Ansiedler in der Kunst des Spinnens erlangt hatten. Gewebe, die nicht von freier Hand verfertigt wurden, weisen auf eine mechanische Vorrichtung, einen Webeapparat zurück. Die Erfindung des Webstuhls reicht mithin weit in die Vorzeit hinauf.

Schon verschiedene Male haben wir die Mannigfaltigkeit der Formen und der Ornamentationen erwähnt und den keimenden Kunstsinn bewundert. Dieser zeigt sich auch in der Liebe zum Schmuck. Armringe sind aus dem Seeboden gehoben worden, die innen glatt, auswendig dagegen einen großen Reichtum von eingedrückten und eingegrabenen Ornamenten zeigen. Ja auf dem Steinberge zu Nidau kommt das Bild einer Eidechse aus Thon vor, ein vereinzelter Versuch der Darstellung lebender Wesen. Perlen von Bernstein und Glas weisen auf Handelsverbindung hin. Besonders letztere, die Glasperle gibt den untrüglichen Beweis, daß die Bewohner unserer Seedörfer mit den Kulturvölkern an der Küste des mittelländischen Meeres in Verkehr standen, zu einer Zeit also, in welcher die letzteren in den Künsten weit vorgeschritten waren. Diese Koralle von Glas, die auf dem Seegrunde gefunden wurde, ist von ganz ähnlicher Form und Färbung wie die, welche in Egypten

und fast in allen Teilen des Abendlandes in den Gräbern der frühesten Bewohner angetroffen werden. Diese Glaswaren sind egyptischen oder phönizischen Ursprungs, da in beiden Ländern Glasfabriken im Gange waren. Phönizier waren es auch, welche die Bronze in das südliche und westliche Europa brachten, so ists auch mit dem Geräte aus Nephrit, einer Steinart, die sich nur im Oriente findet. Diese gefundene Glaskoralle bietet, nebenbei bemerkt, einen chronologischen Anhaltspunkt, der wenigstens mit Nachdruck untersagt, die Existenz der Pfahlniederlassungen in eine von unserer Zeitrechnung um viele Jahrhunderte entfernte Vergangenheit zurück zu setzen.

Vom Tier- und Pflanzenleben zur Pfahlbautenzeit.

Haben wir uns im Vorstehenden an die ausgezeichneten Berichte des Herrn Dr. Ferdinand Keller gehalten, so folgen wir in der Tier- und Pflanzenbeschreibung aus der Pfahlbautenzeit den sorgfältigen und höchst anziehenden Berichten der Herren Dr. B. Rütimeyer und Dr. Oswald Heer.

Was bisher vermutet wurde, das hat der Fleiß und Scharfsinn des vergleichenden Anatomen festgestellt, daß nämlich jene Menschen bei ihrer Einwanderung in unsere Gegend mit verschiedenen Tierarten zusammentrafen, von deren Existenz wir nur durch die Aufzeichnungen früherer Jahrhunderte und durch Sagen spärliche Kunde erhalten, daß auch Tiere ihnen nicht mangelten, welche nicht aus Europa, sondern aus Asien stammten, die ihnen als gezähmte Tiere von Osten her gefolgt waren und auf der langen Wanderung fortwährend den nötigen Lebensbedarf geliefert hatten.

Die Geschichte bezeugt es, daß Kulturperioden um so größere Dauer hatten, je älter sie waren und diese Erfahrung läßt erwarten, daß die Bekanntschaft der großen Ochsen, des Bison und des Ur, mit dem Menschen schon lange dauern mochte und daß der Pfahlbau vor dem Tode des Bison, des Ur und des Torfschweins begonnen haben mochte. Nicht ganz dieselbe Gesellschaft — die in Europa ausgestorbenen großen Dickhäuter und Katzen sind bekanntlich als Spezies verschieden von den ihnen verwandten Bewohnern der heutigen Tropen — allein äußerst analoge Verhältnisse treffen wir nichts destoweniger also auch in der Gegenwart. Der Bison und

der Ur, wahrscheinlich auch das Wildschwein, mußten demnach in der Diluvialperiode Gefährten des von der Erde verschwundenen Mammuth und eines ebenfalls nicht mehr lebend vorhandenen Rhinoceros und Tigers sein; heute sind sie noch die Gefährten eines andern Elephanten, eines andern Nashorn, eines andern Tigers, und sollten auch die Reste jenes Bison des diluvialen Europas als Bison priscus sich spezifisch abtrennen lassen von dem heutigen Bison, wozu geringe Aussicht da ist, so war doch der Ur in England und anderwärts Genosse des europäischen Mammuth und später Jagdbeute der Pfahlbauern; er überlebte somit den Abschluß einer sogenannten geologischen Epoche und das Anbrechen einer neuen, die durch die Geburt des Menschen bezeichnet zu sein scheint. Die Vergleichung des Tischabfalls der Pfahlbewohner mit dem Inhalte der Grabstätten pliocener und diluvialer Tiere läßt vermuten, daß der Uebergang von der tertiären in die quaternäre Periode an der Tierwelt so unbemerkt vorüberging, als für uns in der Neujahrsnacht die Ablösung des alten durch ein neues Jahr. Es fehlt nicht an Winken, daß in ähnlicher Weise auch frühere Perioden in der Erdgeschichte sich ablösen mochten.

Das häufigste Tier war offenbar der Edelhirsch, der herdenweise in den umliegenden Wäldern hauste. An Menge ihm gleich mag das Schwein vorhanden gewesen sein und zwar das Torfschwein, weniger der wilde und gefährliche Eber, der jedenfalls gefürchtet und selten von Menschen angegriffen wurde, wie die als Trophäe hochgehaltenen durchbohrten Eberzähne vermuten lassen. Nicht so zahlreich als das Torfschwein lebte das Reh. Nur vereinzelt erschien der schwerfällige Bär, der in dem höhern Gebirge seinen Aufenthalt hatte. Der Wolf war ebenfalls nicht häufig. Der Fuchs und der Dachs trieben ihr Wesen damals wie heute noch und die Fischotter lebte als Zuchtrute der Fische in den Gewässern. Die kleinere Tierwelt ist mit Ausnahme der wilden Katze dieselbe geblieben. Iltise, Marder, Eichhörnchen, Hasen und das kleine Volk der Nager und Insektenfresser lebten damals wie noch heute. Dagegen ist das Leben in den Seen erstorben, in welchen die Schildkröte, zahllose Fische sich tummelten und der Biber an verborgenen Orten, wie der Mensch an offenen seine Pfähle eingerammt hatte. Schon damals war der Hund der treue Gehilfe des Menschen auf der

Jagd und auf der Weide. Herden von krummhörnigem Hausvieh suchten ihr Futter auf den Waldwiesen. Das Schaf war nicht häufig vorhanden, wenigstens nicht in dem Maße, daß seine Wolle dem Menschen Kleidung gab. Die Lebensweise des Pfahlbauers besonders während der Steinzeit bietet ein ärmliches Bild. Er lebte gewissermassen als Insulaner in einer reichen, ihm feindlichen Tierwelt. Lieferten ihm auch Haus- und Jagdtiere Fleisch, so geschah dies kaum im Ueberfluß, denn es ist ein ganz durchgehendes Merkmal seines Küchenmoders, daß alle Knochen, die Mark oder andern eßbaren Inhalt haben, geizig bis auf diesen ärmlichen Inhalt ausgebeutet sind. Sämtliche Markknochen sind der Länge nach geöffnet.

Von Menschen fanden sich unter den Knochen sehr wenige, ein Beweis mit welcher Sorgfalt menschliche Leichname aus dem Bereiche der Pfahlbauten entfernt wurden.

Betrachten wir die Pflanzen, so finden wir, daß die Hirsen sowie sämmtliche Getreidearten Sommerfrucht gewesen zu sein schienen, woraus folgert, daß die Pfahlbaubewohner im Frühling das Feld bestellt und angesäet und das Getreide erst Ende Sommers eingeheimst hatten. Zur Brotbereitung wurde nur Weizen und Hirse und des Wohlgeschmacks wegen Leinsamen benutzt. Wahrscheinlich ist die Gerste gesotten oder noch eher geröstet worden. Die kleine sechszeilige Gerste der Pfahlbauten ist die heilige Gerste des Altertums. Der kleine Pfahlbauweizen ist jedenfalls die älteste Weizenart.

Die Unkräuter der Äcker gehören teils unserm Lande an, teils sind sie mit den Kulturpflanzen eingeschleppt und mit diesen ausgesäet worden. So ist von großem Interesse das Vorkommen des kretischen Leinkrautes, weil es in Deutschland und der Schweiz fehlt, dagegen über alle Mittelmeerländer verbreitet ist. Nicht minder merkwürdig ist das Vorhandensein der Kornflockenblume (Centaurea cyanus L), deren ursprüngliche Heimat Sicilien ist. Ihr Vorkommen auf den Äckern der Pfahlbauleute bezeichnet den Weg, den das Getreide bei seiner Verbreitung genommen hat.

Mit Ausnahme der Erbsen lassen sich für die Steinzeit keine Gemüsepflanzen mit voller Sicherheit nachweisen. Die keltische Zwergackerbohne (Faba vulgaris Mch.) tritt zur Bronzezeit

in auffallend kleiner Form auf. Auch die Linse gehört zu der als kleine oder Feldlinse bezeichneten Art.

Die sauern Holzäpfel müssen als Nahrungsmittel von großer Bedeutung gewesen sein, was man aus dem massenhaften Vorkommen dieser Frucht auf allen Pfahlbauten schließen muß. Birnen sind selten. Steine von Kirschen und Schlehen kommen vor, auch die Trauben- oder Ahlkirschen wurden in Menge genossen. Von Him-, Brom- und Erdbeeren sind die letzteren sehr selten vorhanden. Gleich selten Heidel-, dagegen um so häufiger Hagebutten-, Hollunder- und Attichbeeren. Kümmelsamen diente zum Würzen der Speisen. Der Lein ist nicht der gemeine Flachs. Der schmalblättrige Lein (Linum angustifolium Huds), der in den Mittelmeerländern von Griechenland und Dalmatien bis zu den Pyrenäen zu Hause ist, darf als die Mutterpflanze des Pfahlbauleins bezeichnet werden. Daß die Pfahlbauern ihren Flachssamen aus dem südlichen Europa bezogen haben, beweist das schon genannte kretische Leinkraut.

Von Farbpflanzen mag der Wau (Reseda luteola) zum Gelbfärben der Leinwand gedient haben.

In der Waldflora scheint seit der Pfahlbautenzeit keine wesentliche Änderung vor sich gegangen zu sein. Beachtenswert ist, daß Zweigstücke und Blattreste der bei Galliern und Germanen als heilig gehaltenen Mistel (viscum album) vorkommen.

Die Moose dienten gewiß zum Verstopfen der Löcher in den Hütten und als Polster.

Von Pilzen wurde der gemeine Feuerschwamm fast auf allen Pfahlbauten gefunden und wahrscheinlich zum Feuermachen gebraucht.

Fassen wir kurz die Ergebnisse der Pflanzenuntersuchung zusammen, so finden wir:

1) Das Volk der Pfahlbauten scheint in keiner nähern Beziehung zu den Völkern Osteuropas gestanden zu haben. Diese bauten wenigstens zur Bronzezeit Roggen, und dieser müßte den Pfahlbauern bekannt geworden sein, wenn sie mit ihnen Verkehr gehabt hätten. Dagegen weisen alle Kulturpflanzen auf eine Verbindung mit den Mittelmeerländern. Alle Getreidearten haben sie von daher erhalten. Die Pfahlbauern haben nicht nur dieselbe Gerstenart, sondern dieselbe Varietät kultiviert wie die Bewohner Süditaliens. In Egypten erscheint die Gerste schon auf den Denk-

mälern der Pharaonen frühester Zeit und gehört zu den häufigsten Einschlüssen der Mumien. Eine Weizenart, die in Egypten noch jetzt häufig angebaut wird und schon in sehr alten Mumiensärgen gefunden wurde, kam wenigstens zeitweise in unsere Gegenden. Die indischen Hirsearten haben sehr wahrscheinlich auch diesen Weg genommen. Die Pfahlbauleute hatten also dieselben Brotfrüchte wie die Egypter. Sie kleideten sich aber auch in dieselben Stoffe, denn wie in Egypten spielt der Flachs die Hauptrolle unter den Gewebepflanzen. Alle Mumien sind in Leinen eingewickelt; die Priester durften noch zu Herodots Zeit nur leinene Kleider tragen; eine der von Jehovah über Egypten verhängten Plagen besteht in der Zerstörung des Flachses und der Gerste durch Donner und Hagel; die Ernte des Leins und die Art des Webens der Leinfaser erscheint öfter auf ägyptischen Wandgemälden, während der Hanf als Gewebepflanze unbekannt war und auch den Pfahlbauten gänzlich fehlt.

Nehmen wir zu diesen Kulturpflanzen die Unkräuter hinzu, die ebenfalls südwärts weisen, beachten wir das Vorkommen der Nephritbeile in unsern Pfahlbauten und die in Wauwyl gefundene Glaskoralle, so weist das alles auf egyptischen oder phönizischen Ursprung. Natürlich denken wir nicht an einen direkten Verkehr der Pfahlbauern mit diesen Ländern, sondern bezeichnen Egypten nur als den Herd für eine im Altertum weit verbreitete Kulturform. Wahrscheinlich hat sich von Egypten und Phönizien aus die Kultur über die Mittelmeerländer verbreitet und von da tiefer ins Land hinein.

2) Nun noch einige Worte über das Alter der Pfahlbauten. Wüßten wir auch nichts vom Mangel an Metallen, so müßten wir den Pfahlbauten doch schon der Kulturpflanzen wegen ein hohes Alter beimessen. Der Mangel des Wintergetreides, der meisten Gemüsearten und des Hanfes, sowie auch des Haushuhnes weisen auf eine Zeit, die weit vor den Anfang der christlichen Zeitrechnung hinaufreicht. Die Griechen und Römer hatten Wintergetreide, von Gemüsepflanzen eine große Auswahl, und kultivierten den Hanf. Der Haushahn, bei Homer und Hesiod noch nicht genannt, wird zu Perikles Zeit als persischer Vogel erwähnt und in Italien etwa 100 v. Chr. erscheint er auf Münzen geprägt. Nehmen wir weiter dazu, worauf Professor Desor aufmerksam macht, daß kein römischer

Schriftsteller der Pfahlbauten gedenkt, ja daß Plinius in einer Gegend sein Landhaus hatte, die zahlreiche Pfahlbauten aufweist, welche aber so völlig aus dem Gedächtnis des Volkes entschwunden waren, daß er keine Ahnung von diesen alten Landesbewohnern hatte, so ist ein hohes Alter sicher anzunehmen.

Dasselbe aber auf 6000—7000 Jahre zu schätzen, wie Morlot thut, ist sicherlich falsch.

Versetzen wir uns um 3000 Jahre zurück, etwa in die Zeit Homers oder Davids, so begegnen uns im Morgenlande dieselben Kulturpflanzen. Homer nennt Gerste und Weizen oft, ebenso die Ackererbse und den Mohn, dagegen niemals den Roggen und Hafer. Im Buche Ruth, das wahrscheinlich zu Davids Zeiten geschrieben wurde, ist gar viel von Gerste und Weizen die Rede, also 1100 v. Chr. waren Gerste und Weizen die Hauptgetreidearten Palästinas. Sie werden aber mit dem Spelt schon viel früher, nämlich schon in der Genesis erwähnt, wie denn sie in Egypten unzweifelhaft schon in viel früherer Zeit die Grundlage der dortigen Kultur gebildet haben.

Aus Davids Zeit werden auch Bohnen und Linsen unter den Lebensmitteln erwähnt, während des Roggens und Hafers keiner Erwähnung geschieht. Wir haben also die Getreidearten und Hülsenfrüchte, wie sie in der Bronzezeit auf den Pfahlbauten vorkommen. Zu jener Zeit scheint bei den Orientalen und Griechen die Bronze noch das am häufigsten verwendete Metall gewesen zu sein, wird auch im Homer häufig erwähnt. Denken wir an die sehr langsame Verbreitung der Kultur in jener Zeit, dann dürfte die Annahme nicht zu gewagt sein, daß die Pfahlbauten, die Bronze enthalten, ungefähr in jene Zeit fallen mögen. Älter müssen die Pfahlbauten der Steinzeit sein, doch schließen sie sich sehr nahe an das Bronzezeitalter an und zeigen in ihren ältesten Niederlassungen, wie Wangen am Bodensee, in ihren Kulturpflanzen und Haustieren so viel Uebereinstimmendes mit den übrigen, daß keine scharfe Grenze zu ziehen ist. Kurz, wenn auch die Altersbestimmung unserer Pfahlbauten noch zweifelhaft ist, so können wir doch das mit voller Bestimmtheit sagen, daß sie über 2000 Jahre alt sind, und mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit, daß sie um 1000 bis 2000 Jahre v. Chr. zurückreichen.

c) Die vorrömische Zeit.

Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß das Eisen gleich der Bronze sich allmählich über die Länder Europas verbreitete. Anzunehmen, daß das Volk der Bronzezeit ein anderes als das der Eisenzeit sei, dazu ist nicht die mindeste Ursache vorhanden. Nach übereinstimmenden Ansichten aller französischen und englischen Altertumsforscher sind die Pfahlbaubewohner Kelten*) gewesen. Ueberhaupt wohnten in den Gegenden vom Maine bis in die Schweiz in den letzten vier Jahrhunderten vor Christo Volksstämme mit keltischer Sprache. Aber im letzten Jahrhundert drangen die Sueven in dies Gebiet. Die im heutigen Schwaben wohnenden keltischen Ureinwohner hießen nach den beiden Hauptflüssen Licus (Lech) und Vindo (Wertach) „Vindelizier," die Anwohner am obern Lech „Licatier." Strabo erwähnt unter den festen Orten aus dieser Zeit Damasia, welcher Ort wahrscheinlich zwischen dem Einfluß der Wertach in den Lech auf einer natürlichen Anhöhe gelegen war.

Folgende vorrömische Altertümer mögen Erwähnung finden. Im Jahre 1821 wurden auf dem einstigen bewohnten Hauptteile der alten Römerstadt Augusta bei Grabung einer Senkgrube aus der Tiefe von etwa 7 m eine kleine einfache Graburne von grauem Thon erhoben, welche nach Form und nach der Tiefe des Grabes einer älteren Vorwelt angehörte.

Aus einer gleichen Tiefe (die Erdoberfläche der Römerzeit liegt jetzt 2,9 bis 3,5 m, jene vorrömische noch einmal so tief) wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts bei Grabung eines über 5,80 m tiefen Fundaments zu einem Neubau in dem von Augsburg nur $^3/_4$ Stund entfernten Göggingen ein vindelizischer fast 0,30 m langer Götze von einem Stück Roheisen, aus welchem glühend nur die Hände und Füße mit einem Stemmeisen herausgeschlagen, und

*) Anm. Sollten nicht Finnen in den ältesten Zeiten Bewohner des kleinen Europas gewesen sein? Hat ihnen ja noch in geschichtlicher Zeit Skandinavien angehört. Im Süden haben Italer und Griechen, nördlich der Alpen Kelten die finnischen Völkerglieder an die Enden nach West und Nord vorgeschoben und zurückgedrängt und Germanen über die Kelten sich herlegend, den Riß vergrößert. Sicher werden in jenen Zeiten Finnen auf iberischem und irischem Boden so wenig befremden als heute Finnen in Ungarn und Türkei. Das Volk der Pfahlbauten aber steht finnischen Zuständen am nächsten. Birlinger II. S. IX.

an dem bebarteten unförmlichen Kopfe die Augen, die Nase und der Mund, so wie die Finger und Fußzehen durch bloße Einschnitte angedeutet worden sind, ausgegraben.

Ein ähnliches plastisches Kunstwerk von gehämmertem Eisen ist in Buttenwiesen bei Wertingen gefunden worden.

In dem sogenannten „Rauhen Forste" ½ Stunde von Biburg und 2½ Stunden von Augsburg wurde i. J. 1822 aus einem 6,38 m im Umkreis haltenden Grabhügel nebst mehreren oxidierten eisernen Ringen eine etwas defekte große vindelizische Urne erhoben, die noch über 0,30 m hoch und bei der Bauchung 33,8 cm breit ist.

Der sogenannte „Burgberg" jetzt Buchberg bei Leipheim, ein pyramidaler Hügel von 90 m Umfang, 36,25 m Länge, 20 m Breite und 5,84 m Höhe, ist das riesenmäßige Grab eines im höhern Range gestandenen deutschen oder vindelizischen Kriegers gewesen, welcher hier mit seinem Pferde und Jagdhunde verbrannt wurde und dem man seine Waffen in das Grab mitgab. Es sind darin folgende Gegenstände gefunden worden: Menschen-, Pferde- und Hundeknochen, bituminierte Steinkohlen, verbranntes Getreide, 2 Pfeilspitzen, 1 eiserner Schlüssel und Scherben von Gefäßen.*)

Ebenso wurden in Viaca zu Krumbach jene ehernen vindelizischen Waffen jeder Gattung, nämlich 2 Sturmhauben, in welchen eiförmig die übrigen Waffenstücke lagen, 1 Framea, ein 94,2 cm langes Schwert, 2 Streithämmer, 2 kleine Sicheln und die Schildringe abgebildet.

Tacitus erzählt: „Ein Teil der Sueven opfert auch der Isis. Den Anlaß und Ursprung dieses fremden Götterdienstes hab ich nicht ergründen können; doch weist das Bild selbst, fast wie ein Liburnerschiff gestaltet, auf Einführung zur See hin."**) Daß die Isis in Rhätien und Vindelizien verehrt wurde, beweisen außer diesen Worten des Tacitus auch mehrere in der Provinz gefundene der Isis geweihte Monumente. Das Fragment eines solchen zeigt noch das Wort Isidi. Eine Sage berichtet, daß sie zu Damasia in einem hölzernen Tempel verehrt worden sei. Wahrscheinlich

*) S. Volkskunde von Baiern 2. Abteilung S. 15.

**) Tacitus sagt de mor. Germ. IX: Pars Suevorum et Isidi sacrificat; unde causa et origo peregino sacro, parum comperi, nisi quod signum ipsum in modum liburnae figuratum docet advectam religionem.

ist Isis nichts anderes als Hertha. Wenigstens weist darauf eine äußerst seltene alemannische Goldmünze mit dem Bilde der wandernden und wahrsagenden Göttin der Fruchtbarkeit und der Jagd. Oder sollte der Isisdienst von Egypten hieher gekommen sein, etwa wie die Getreidearten, der Flachs und die Nephritsteine zu den Pfahlbaubewohnern?

Simrock sagt S. 354 seiner Mythologie: Die verborgene Erdgöttin, die wir als Nerthus, als Freyja, als Hilde u. s. w. kennen, ist in Deutschland noch unter andern Namen verehrt worden. Der älteste ist wohl jener der Isis, welcher ein Teil der Sueven opferte. Ihr Zeichen war ein Schiff, anderswo ein Wagen. Wie hätte Nerthus, deren Gemahl Njördr ein Gott der Schiffahrt war und zu Noatun (Schiffstadt) wohnte, von ihrer Insel im Ocean zu den Völkern gelangen können, welchen sie Friede und Fruchtbarkeit brachte, wenn ihr Wagen nicht zugleich ein Schiff war. Ein Schiffswagen ist nun auch das Schiff der Isis, es befährt Wasser und Land, ja aus diesem Schiffswagen ist unser Carnaval (car-naval) entsprungen u. s. w.

Schwaben und Neuburg unter den Römern.*)

Im Jahre 15 v. Chr. sandte Kaiser Augustus seine beiden Stiefsöhne Drusus und Tiberius über die Alpen Rhätien und Vindelizien zu erobern. Unter letzterem ist wie schon erwähnt das Gebiet zwischen Inn, dem Gebirge, dem Bodensee und der Donau gemeint. Schwaben war mithin ein Bestandteil desselben. Während Drusus über die Alpen durch Rhätien unter blutigen Kämpfen vorwärts drang, kam Tiberius durch Gallien über den Rhein an den Bodensee. Hier gründete er auf einer Insel das Receptaculum Tiberii, wahrscheinlich das heutige Lindau, von wo aus er gegen die Vindelizier zu Wasser stritt. Strabo sagt: Insula qua pro receptaculo usus

*) Dr. v. Raiser, der Oberdonaukreis des Königreichs Bayern unter den Römern, 1830.

Schlett Jos., die Römer in München, ein Versuch zur Aufhellung der frühesten Landeskultur in Bayern, 1830.

G. L. v. Maurer, Staatsrat, über die bayrischen Städte und ihre Verfassung unter der römischen und fränkischen Herrschaft, 1829.

est Tiberius, navali pugna cum Vindelicis certans. Aus dieser Zeit mögen wohl die zerstörten Pfahlbauten herrühren. Nachdem sich beide Brüder vereinigt hatten, kam es bei der Landenge zwischen dem brigantischen See (Bodensee) und dem Fuße des Gebirges zu einem blutigen Kampfe, in welchem die Landesbewohner mit den Römern auch zu Schiffe kämpften, doch mußten sie erliegen. Besiegt und verzweifelnd zerschmetterten die in den Krieg mitziehenden Weiber ihre Kinder an Felsen und warfen die Leichname den römischen Soldaten ins Gesicht. Neun Jahre dauerte es, bis Rhätien und Vindelizien unterjocht war. Am Zusammenfluß des Lech und der Wertach begründete Drusus eine neue Römerkolonie, Augusta Vindelicorum. Sie ward des Landes Kapitale und schon zu Tacitus Zeiten, Ende des 1. Jahrh. v. Chr., vornämlich ihres Handels wegen Vindeliziens glänzendste Kolonie.*)

Die römischen Kolonien wurden auf feierliche Weise begründet. Voran schritten der Pontifex, die Auguren und die Tubabläser. Ihnen folgte der Kurator oder Kolonisations-Kommissär. Er zog mit einem silbernen Pfluge, vor welchem ein weißer Stier und eine weiße Kuh gespannt waren, die Grenzfurche der neuen Kolonie, gab ihr ein Koloniezeichen und stellte dieses als Marke von Ost gegen West „Decumanus maximus" und von Süd nach Nord „Cardo maximus" genannt, auf hohen Säulen auf. Hierauf zog er die Linie für die Stadtmauer und mit temporärer Emporhebung des Pfluges bestimmte er die Stelle der Stadttore (Pforten portas von portare aratrum); dann bezeichnete er die Stätten für die öffentlichen Gebäude, für die Straßen- und Wasserleitungen; endlich was zum Unterhalt der Priester gehören und was als Weideland bestimmt sein soll. Nun verteilten die Agrimensoren das Land an die herbeigeführten Kolonisten und verdienten Veteranen zur Kultur und schrieben die Kulturordnung vor. Die Garnisonen belebten den Handel und das Gewerbe. So fanden sich bald Kaufleute, Handwerker und Künstler ein.

Die ganze Gemeinde wurde durch eine Munizipalverfassung geleitet. Diese bestimmte die obrigkeitlichen Personen der Städte,

*) Tacitus cap. 41 nennt sie: splendidissima Raetiae provinciae colonia. Rhätiae II hieß Vindelizien seit Hadrian (117—138).

ihre Magistrate. An der Spitze standen die Duumviri, welche bei öffentlichen Verhandlungen Recht sprachen und auch die Polizei leiteten, dann kamen die Decuriones als Magistratsräte, die Triumviri, Quatuorviri und Sexviri als Ausschußmänner, welche unsern Gemeindebevollmächtigten glichen, die Zünfte (tribus) und die Bürger (cives). An der Spitze der ganzen Provinz stand der Praeses provinciae auch Praetor provinciae genannt und ein vir perfectissimus oder der Propraetor, welcher zur Kriegszeit gewöhnlich der Heerführer der Legionen war.

Nicht selten waren die obrigkeitlichen Personen zugleich auch die pontifices oder Priester, wie ja auch der Kaiser der pontifex maximus d. i. der oberste Priester des Reiches war. Magistratische Unterämter waren die der Censoren, welche die Bürger und ihr Vermögen verzeichneten, der Volkstribunen, welche an der Spitze der Zünfte standen, der Aedilen zur Aufsicht über das öffentliche und Privatbauwesen, und der Quästoren als Rentbeamte zum Gefällsbezug.

Wie die Griechen, so gaben auch die Römer ihren Kolonien aus charakteristischen Produkten des Landes Koloniezeichen, woraus die Städtewappen entstanden. Das geeignetste Symbol für Vindelizien däuchte ihnen der Tannen- oder Fichtenzapfen zu sein. Das Zeichen desselben war demnach als cardo maximus aufgestellt. Nach dem griechischen Worte πυϱην heißt es heute noch der Stadtpyr.

Vier Straßen liefen in Augsburg zusammen. Mit größter Anstrengung ließ Drusus eine Straße vom Po bis an die Donau erbauen und mit Kastellen aufs beste befestigen. Sein Sohn Claudius stellte die zu seiner Zeit schon zerfallene Straße i. J. 47 n. Chr. wieder her. Von Ligurien herauf lief sie über Clavenna, durch die Schluchten der via mala, über den Arlberg zu dem alten Brigantium (Bregenz); hier vereinigte sich die aus Helvetien längs des Bodensees herauskommende mit ihr. Von da ging es nach der alten Keltenstadt Campodunum (Kempten). Jetzt trennte sie sich und der eine Arm führte längs der Iller hinab über Kellmünz nach Guntia (Günzburg) an die Donau und von da östlich über Pfersee, der andere direkt über Obergünzburg bei Schwabeck über die Wertach nach Augusta. Die wichtigste Hauptstraße zog sich von Verona durch

Tirol an die Scharnitz (Scarbia), erreichte bei der Straßenscheidung Inutrium bei Mittenwald Baiern und zog über Parthanum (Partenkirchen) und ad Coveliacas (bei Ober- und Unterammergau) Abuzacum (Epfach), ad Novas (Befestigung in der Umgegend von Landsberg) nach Augusta Vindelicorum. Die Verbindung Galliens mit dem Osten vermittelte die dritte Hauptstraße nach Juvavia. Die vierte endlich ging über Hohenwarth nordöstlich an die Donau nach dem alten Reginum (Regensburg).*)

*) Diese und noch andere Straßenzüge entnehmen wir dem Itinerar oder der Antoninischen Reise-Route über die Straßenzüge im ganzen römischen Reich und über die Entfernung von einem Zwischenorte zum andern nach römischen Meilen oder nach 1000 progressiven Schritten, daher millia passuum, berechnet. Dieses ließ Septimus Severus (193—211) anfertigen, sein Sohn Caracalla aber eignete sich die Autorschaft desselben zu und da er sich auch mit den Namen des frommen Antoninus zierte, so erhielt dieses Itinerar den Namen „Itinerarium Antonini," die nachfolgenden Kaiser ließen dasselbe von Zeit zu Zeit berichtigen und Constantin der Gr. durch den Mathematiker Athicus zeichnen und verbessern. — Die Tabula Peutingeriana oder die Zeichnung dieser Reiserouten nach bloßen Linien mit den Straßenorten und den Meilenzahlen der Enfernung mit den Meeren, größeren Seen, Flüssen und den oft unrichtigen Anzeigen von Gebirgszügen, dann mit Bemerkung der Völker, die Hauptorte mit Doppeltürmen, mit größeren Häusern oder mit dem Bilde von viereckichten Castris, diese mit 3 und 4 Türmen, die Urbs Roma aber mit dem Kaiser auf dem Trone sitzend dargestellt, enthält 12 Segmente und auf jedem Segment mehrere Querabteilungen der dargestellten Provinzen. Diese Tabula wurde ebenfalls schon unter Septimius Severus angefertigt, aber unter Kaiser Theodo um das Jahr 393 umgearbeitet, mit mehreren Straßenzügen augmentiert und diese allgemein berichtiget, sie heißt daher auch die Tabula Theodosiana und bei Zahlen-Verschiedenheiten mit dem Antoninischen Itinerar wird der Tabula der Vorzug eingeräumt. Schon im 8. Jahrh. besaßen die Klöster in England derlei gezeichnete Karten, tabula e cosmographicae oder römische Itinerarien; erst im 11. Jahrhundert kamen sie nach Deutschland und namentlich brachte solche der Mönch Reginhart nach Tegernsee, wo dann im 12. Jahrh. der Mönch Werinher mehrere Kopien davon nahm. Gegen Ende des 15. Jahrh. kam eine solche in die Hände des Konrad Celtes, der Professor in Ingolstadt (1492—1498) und dann Professor der schönen Wissenschaften und Bibliothekars in Wien war, wo er 1508 starb. Nach seinem Tode erhielt sein Freund, der Ratskonsulent Konrad Peutinger in Augsburg diesen römischen Straßenatlas. Markus Welser ließ nach Peutingers Tod 1547 mehrere Blätter in Kupfer stechen und begleitete solche 1591 und 1593 mit Anmerkungen. Seitdem verblieb dieser tabula allgemein der Name Peutingeriana. (v. Raiser.)

Die im Laufe der Zeit ausgegrabenen römischen Altertümer sind Bildnisse der Götter und Ornamente der Tempel mit Inschriften, Gelübde- oder Votivsteine für die Gottheiten, öffentliche Denkmäler, Inschriften und Dedikations-Monumente, Denksteine für Lebende, solche für Verstorbene, Anticaglien oder kleinere Altertümer, wie Bilder und Figuren, Vasen, Urnen, Grablampen, Thränen- und Salbengefäße, Armillen, Fibula, Geschmeide, Spangen und Verzierungen von Bronze, Eisengeräte, Waffen, Münzen und vieles andere. All das gibt beredtes Zeugnis von dem Leben der Römer. Hierüber nur noch einige Bemerkungen.

Vor allem sei des lebhaften Handels Erwähnung gethan. Auf den ausgezeichnet guten Straßen zogen die Kaufleute her und hin, brachten fremde Waren und kauften heimische Erzeugnisse. Solche lieferte besonders Augsburg. Purpur, Produkte der sogenannten ars cretaria, Kriegsmäntel und Walkerwaren wurden ausgeführt. Tacitus erzählt, daß die Hermunduren in regen Handelsverkehr mit den Römern ständen, daß sie allenthalben über die Donau kämen und in der ansehnlichsten Kolonie Rhätiens verkehrten. Es war ein bewegtes Leben. Gewerbe und Handel erzeugten Wohlstand und Reichtum, und diese äußerten sich in Einrichtungen, die der Bequemlichkeit und dem Genusse dienten. Außerhalb der Stadt erstanden Landhäuser und herrliche Gartenanlagen, innerhalb derselben prächtige Tempel und nützliche Einrichtungen. Besonders beliebt bei den Römern waren die Badeanstalten.

In den Gärten bei St. Stephan zu Augsburg wurde Ende des 16. Jahrhunderts ein Fußboden von Mosaik mit andern Marmorstücken, breiten Thüreingängen in ein großes Gebäude von bemalten Gipswänden, eine gläserne Lampe und eine gläserne Vase und Ueberreste eines Wasserkanals aus Quadern ausgegraben. Diese Gegenstände und Substruktionen setzen eine hier zur Stelle gestandene römische Badeanstalt außer Zweifel. Diese Badeanstalten hatten folgende Abteilungen: die Hypercausta = Heizzimmer, das Vasarium mit den Röhrenleitungen für das warme und kalte Wasser, die nach den Geschlechtern abgeteilten Badezimmer mit gemauerten und mit Geländern umgebenen Badebecken, in welchen die Sessel der Badenden standen, die Schwitzbäder (Laconia), wo an Ketten befestigte Lüftungsdeckel hingen, die Auskleidungs-

Salbungszimmer (Apodytheria et Eleothesia), die Laufbahn (Xysta), die Säle zum Ballspiel (Sphaeristeria) und die Gärten und Vergnügens-Orte zu Leibesübungen.

Unter den Denksteinen sind die meisten Sepulcralmonumente. Die Römer hatten die Gewohnheit gleich den Griechen die Überreste ihrer Verstorbenen an öffentlichen Straßen zum Andenken an dieselben und um den Wanderer (siste viator) an das allgemeine Los der Sterblichen zu erinnern, beizusetzen. So waren die Sepulcralmonumente und Grabmäler eine Hauptzierde der Römerstraßen. Ein solches Monument hatte folgende Inschrift: Vixi, ut vivis, morieris. ut sum mortuus, sic vita truditur, abi viator in rem tuam d. h.: Ich habe gelebt, wie du lebst, du wirst sterben, wie ich gestorben bin, so drängt sich das menschliche Leben; gehe, Wanderer, und sorge für dich!

Im Antiquarium zu Augsburg ist eine interessante Zusammenstellung der auf vier Monumenten vorhandenen Seitenbilder, welche in einer Art von Blumensprache auf der Nebenseite des Grabmonuments das Alter der Verstorbenen nach Stufenjahren andeuten. Das allegorische Bild des Todes ist immer ein verdorrter Baum. An dem Baumstrunke erblickt man zuweilen viele abgehauene Äste, alle aber haben an den Spitzen der verdorrten Zweige bald Blumen, bald nur Blätter, die von dem Alter des Verstorbenen Kunde geben. So befinden sich an dem Lebensbaume eines Kindes Lilien, an jenem eines schon mehr erwachsenen Knaben Centifolien, an dem dritten eines Mannes runde gefüllte Blumen wie Hortensien oder Rosen, und auf dem Monumente eines Kavalleristen blos ein Zweig mit Blättern ohne Blumen.

Von den Gedenksteinen zu Ehren von Gottheiten mögen zwei genannt werden. In Lindau, dem Receptaculum Tiberii wurde ein Monument gefunden, welches dem Bachus und dem Schlaf geweiht ist. Die Inschrift darauf lautet: Diis Maximis, Bacho et Somno, Humanae vitae suavissimis conservatoribus. Somnus, ein Sohn des Erebus und der Nacht, des Todes Zwillingsbruder, hatte bei den Griechen keinen Tempel, sondern nur Bildsäulen. Gewöhnlich wurde der Schlaf als ein tiefschlafender Knabe, die Mohnköpfe in der Hand haltend, zur Seite mit einer Eidechse (den

langen Schlaf dieses Tieres andeutend) oder auch als ein Genius mit Flügeln, mit der umgestürzten Fackel und einem mit Mohn gefüllten Köcher, woraus er Träume schüttelte, abgebildet.

Das plastische Bild des Merkur ist auf einen 1,714 m hohen und 0,58 m breiten roten Marmor nischenförmig und en bas relief gearbeitet. Merkur war zur Römerzeit ein hochverehrter Schutzgott der Handelsstadt Augusta. Nach diesem Bilde ist Merkur als Schutzgott des Handels und der Straßen mit dem ruhenden Bocke und dem wachsamen, den einen Fuß emporziehenden Hahn als den symbolischen Zeichen der männlichen Unternehmungs- und Zeugungskraft und einer klugen Wachsamkeit dargestellt. Mit der Linken hält er die Chlamys oder den über die Schulter geworfenen Reisemantel und den Caduceus, den Stab mit der Doppelschlange, als Darstellung der Eintracht und Klugheit, in der Rechten aber einen gefüllten Geldbeutel zwischen den Hörnern des mit Blumen gezierten Bockes. Dieser Merkur hat die Flügel nur am Kopfe.

Zum Schluß sei noch eines Bas-Relief gedacht, das folgende Inschrift hat: Priscae artis opus infantium ludos vides, sed et omnis aetas, omnis ordo ludus est: Du siehst hier die Spiele der Kinder als ein uraltes Bildwerk! — Doch jedes Alter, jeder Stand ist auch nur ein Spiel.

Länger als vier Jahrhunderte waren die Römer Herren des Landes und der Stadt Augusta. Sie sah den Kaiser Hadrian auf seiner großen Wanderung durch die Provinzen des Reiches in ihren Mauern. Ende des 2. Jahrh. begannen die Stürme der Völkerwanderung. Die Alemannen bedrängten von nun an die Grenzen Rhätiens II. Immer heftiger wurde der Andrang, besonders der streitbarsten derselben, der Lentienser, der heutigen Oberschwaben nördlich des Bodensees. Von den letzten Schicksalen der alten römischen Augusta weiß nur die Sage von einem Überfall des gefürchteten Attila zu erzählen. Die völlige Zerstörung oder Einnahme ist ein Werk der Alemannen, die sich im Laufe des 5. Jahrh. des Landes und der Hauptstadt bemächtigten. Die beiden Rhätien kamen unter die Herrschaft des großen Theodorich und der Ostgothen, bis alle diese Provinzen diesseits der Alpen durch Vitiges 536 an die Franken abgetreten wurden.

Die vorkarolingische Kunst.*)

Das Christentum, das schon zur Römerzeit sich ausbreitete und unter den Stürmen der Völkerwanderung fast erlosch, ward aufs neue gepredigt und brachte allmählich eine Umgestaltung in Leben und Kunst. In Schwaben hatte Christentum und kirchliches Leben frühzeitig feste Begründung gefunden. Innerhalb der Mauern Augsburgs mag es trotz aller Verwüstung von der Römer Zeit her fortbestanden haben. Als Venantius Fortunatus von Ravenna zum Grabe des hl. Martinus von Tours pilgerte, kam er auch nach Augsburg i. J. 564 und fand da ein Kirchlein mit den Gebeinen der hl. Afra. Im alten Kempten baute der hl. Theodor ein kleines Bethaus an der Iller (645). St. Mang zog der Sage nach von da nach Epfach und Füssen, an letzterem Orte stiftete er ein Klösterchen. Im Jahre 745 kam von St. Gallen Bertgoz mit 4 Mönchen nach Kempten und erbaute eine Kapelle zu Ehren des hl. Nikolaus und um diese hölzerne Hütten zur Wohnung für die Brüder.

Die Pfleger der Wissenschaft und Kunst waren die Missionare. Sie brachten beides mit aus ihrer Heimat. Nach Baiern und Schwaben kamen sie sowohl aus Ir- und England, wie aus den romanischen Ländern. Wie erstere ihre bizarre keltische Kunstweise, ja auch Kunstgebilde mitbrachten, so die aus dem Frankenlande und aus Italien die altrömische Kunstübung. Je nachdem die einen oder andern Glaubensprediger sich an einem Orte niederließen, darnach war Gepräge und Färbung der daselbst entstandenen kirchlichen Gebilde.

Vorherrschend waren Holzbauten. Eichenstämme wurden zusammengefügt und mit Thon verklebt. Doch kommen auch Steinbauten vor. In einzelnen Kirchen finden sich bereits Krypten. Solche Krypten hatte Augsburg und Füssen.

Der jugendfrische Gestaltungstrieb der deutschen Stämme gab den verschiedenen Elementen allmählich eine höhere Einheit und so erwuchs im Laufe der Zeit eine nationale Kunst.

*) Dr. J. Sighart, Geschichte der bildenden Künste im Königreich Baiern.

Die Kunst der Karolinger-Zeit.

Karl der Große brachte 748 Alemanien wie 788 Baiern unter seine Herrschaft. Er war unablässig bemüht die Künste zu Gottes Ehren, zum Schutze des Reiches und zu seiner eigenen Glorie zu pflegen. Wie für Erbauung, so sorgte er auch für die Erhaltung der Kirchen und befahl seinen Sendgrafen bei ihren Reisen genau zu erforschen den Zustand der Kirchen, der Dächereien, der Mauern, Wände, Fußböden und Gemälde. Auch mit heiligen Gefäßen aus Gold und Silber und mit kirchlichen Gewändern versorgte Karl die Kirchen in reichlichem Maße. In Augsburg wird die durch die Avaren zerstörte Afrakirche neu erbaut.

Während der Karolinger Zeit war Augsburg wahrscheinlich eine königliche Pfalz. In dieser Zeit erhielt sie auch zuerst einen Bischof. Bischof Simpert baute an Stelle des alten Forums einen Dom, der mit Krypte und Holzdecke versehen und noch größtenteils von Holz und Thon konstruiert war.

In Lindau soll das Frauenstift i. J. 810 durch den Pfalzgrafen Adalbert erbaut worden sein.

Die Liebe zur altrömischen Bauweise ist vorherrschend. Von Bauwerken ist nichts auf uns gekommen, wohl aber Erzeugnisse der Plastik und der Malerei. Künstler sind Mönche. Bischof Adalbert von Augsburg schenkt an das Kloster von St. Gallen, wo er oft zur Herberge war, (908) Gold, Edelsteine, Teppiche, Meßgewänder kostbarer Art, Pelze, Leinwand, Kämme, Kettchen und Handtücher.

Werke der romanischen Zeit.

Die Raubzüge der Ungarn haben besonders Baiern und Schwaben verheerend heimgesucht. Die alten Pflanzstätten der Bildung, die berühmten Klöster, wie St. Afra bei Augsburg, Ottobeuren und Ötting wurden zerstört, die Bewohner erschlagen und die Kostbarkeiten geraubt. Als gegen Ende der Karolinger Zeit die durch Karl den Großen abgeschafften Stammesherzoge wieder erstanden und als in Otto I. ein mächtiger Kaiser die Geschicke Deutschlands lenkte, da kamen bessere Zustände. Bei Augsburg war es, wo Otto die Macht der räuberischen Ungarn für immer brach (955). Die deutschen Stämme konnten jetzt wieder ihren Charakter in Leben,

in Sitte, in Sprache, in Wissenschaft und Kunst zum Ausdruck bringen. Die überlieferten Elemente mit deutschem Geiste zu durchdringen und zu künstlerischer Eigenartigkeit herauszugestalten, das ist die Aufgabe der Zeit, die wir die Zeit des Romanismus nennen.

1. Epoche 960—1260.

In Schwaben eröffnet die Periode der hl. Ulrich, der Schöpfer der Größe Augsburgs. Wie er die alte Zeit geschaut, so hat er zur Begründung der neuen wesentlich beigeholfen. Was insonderheit die Baukunst anlangt, so haben sich hier die Schwaben ruhmvoll hervorgethan. Außer dem genannten Ulrich waren Otto von Bamberg*) und Benno von Osnabrück aus Schwaben tüchtige Bauherren und Bauverständige.

Der Typus der Kirchen ist noch der der früheren Basiliken, mit Langschiff und Absis, mit kleinen Fenstern und Holzgetäfelplafond und Krypta.

Unter Bischof Luitolf (995) ward der Dom, der eingestürzt war, aufs neue aufgeführt. Bischof Embriko weihte denselben 1054. Es war eine romanische Pfeilerbasilika mit drei Langschiffen, einem vorspringenden Kreuzschiff im Westen, zwei Rundabsiden mit Chören im Westen und Osten, mit Rundbogenfenstern, einer Krypta im Westen und zwei Türmen, die sich an den Seiten des Ostchores anlegten. Eine Flachdecke lag noch über den Schiffen. Die Ornamentation ist eine sehr geringe. Die Pfeiler des Mittelschiffes tragen Kämpfer, die aus Platten und Schmiegen bestehen, während die Sockel aus denselben Gliedern nur in umgekehrter Ordnung zusammengesetzt sind. Außerhalb Augsburgs ist wohl die Mangkrypta in Füssen das älteste Bauwerk. Sie ist sehr wahrscheinlich im 10. oder 11. Jahrhundert erstanden, ein dreischiffiger Raum mit drei Tonnengewölben überdeckt, 4 Pfeiler und 2 Säulen trennen die Schiffe. Die Ausstattung dieser tragenden Glieder zeigt höchste Einfachheit, nur Wulste, Stäbe und Hohlkehlen, die Kapitäle streben schon der Kelchform zu.

Dieser Epoche gehören noch an St. Moritz in Augsburg

*) S. 2. Abteilung der Volkskunde S. 20.

die Kirche zum hl. Kreuz in Donauwörth und Ottobeuren. Doch sind diese Bauten alle später umgestaltet.

Von den Gebilden aus Elfenbein muß hier der Deckel eines Evangelienbuches, das ein Ulrich gespendet hat, erwähnt werden. Da ist die Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt dargestellt. Bei der Kreuzigung steht Christus am Holze, Sonne, Mond und die Paradiesesströme sind noch ganz in antiker Weise als Personen aufgefaßt, welche wie der auffahrende Christus, eine fast leidenschaftliche Bewegung kund geben. Alles zeigt auf eine geschickte Hand.

Der Kamm des hl. Ulrich gehört auch hieher, er zeigt Kampfscenen aus der antiken Welt.

Von den erhaltenen Werken in Erzguß nimmt die Domthüre mit zwei Flügeln in Augsburg die erste Stelle ein. Die beiden Flügel sind in 35 Quadratfelder geteilt und mit Reliefs ausgeschmückt, die einzelne Figuren und ganze Gruppen vorstellen. Wahrscheinlich war die ganze Geschichte der Schöpfung, Erlösung und Heiligung der Menschheit dargestellt. Die künstlerische Ausführung ist allerdings noch roh, die Verhältnisse der Körperteile häufig noch unrichtig. Trotz allen Ungeschicks zeigt sich im einzelnen schon das Pulsieren eines natürlichen Kunsttriebes, die antike Gewandung zeigt da und dort freie Motive, die Bewegung ist häufig entsprechend dem Gedanken. Sie ist wahrscheinlich in den ersten Dezennien des 11. Jahrhunderts entstanden.

Die Goldarbeiter Augsburgs damaliger Zeit schufen bewunderte Werke für die Kirchen. Das Ulrichkloster erhielt 1012 eine goldene Tafel, unter dem Abte Heinrich ein kostbares Rationale mit Gold und Edelsteinen ausgeführt, unter dem Abt Sigehart einen Kelch, eine Kasel und ein Missale.

Von Glasgemälden nennen wir die fünf Fenster der südlichen Hochwand des Domes in Augsburg. Sie stellen alttestamentliche Gestalten vor, nämlich Moses, David, Hosea, Daniel und Jonas, von welchen jeder ein Spruchband mit heiligem Texte in den Händen hält. Die Gestalten sind noch ganz typisch, ohne individuellen Ausdruck, starr und leblos, die Gewandung besteht aus dem Leibrock, aus dem Mantel, aus perlenbesetzten Klappschuhen und dem spitzen Judenhute.

2. Epoche 1100—1200

Bauthätigkeit herrscht aller Orten. Die Kirche St. Ulrich in Augsburg wird nach dem Brande 1183 aufs neue erbaut, das Cisterzienserkloster Kaisheim 1155 gegründet. In keinem Kreis ist so viel zerstört und umgebaut worden als in Schwaben. Deshalb hat sich wenig aus diesen Zeiten erhalten. Die Peterskirche in Augsburg ist eine einfache romanische Hallenkirche mit Rundbogenfries (1183). Im Kloster Bergen bei Neuburg an der Donau zieht der Turm samt der geräumigen Säulenkrypta besonders das Interesse an.

Der Alpengau oder das Algäu zeigt noch mehr Ueberreste, wenn auch in einfacher, ziemlich schmuckloser Gestalt, woran das ungefüge Material, der Tuff, nicht wenig schuld ist.

Die Kirche am Görgenberg (Untergermaringen) ist einschiffig, getäfelt, die Absis aber gewölbt, äußerlich mit Bogenfries und Halbsäulchen geschmückt. Desgleichen ist die Kirche zu Heimerdingen (Memmingen) einschiffig und mit schönem Rundbogenfries geziert. In Emmereis zeigt der Chor noch ein Tonnengewölbe; Siebenstein drei Absiden und getäfelte Decke; in Lindau gehört die einschiffige, flachgedeckte Peterskirche (profaniert) mit Rundabsis dieser Zeit an.

Treffliche Muster romanischer Turmarchitektur mit Rundbogenfriesen, Säulchen in der Schallöffnung und Satteldach finden wir in Altdorf, Ruderatshofen, Bernbach, Füssen, am Auerberg, in Remnatsried, Niedergeltingen und Türkheim.

Schwaben ist arm an plastischen Gebilden aus dieser Epoche. Die Pfarrkirche in Kaufbeuren hat ein einfach ornamentiertes Südportal. Zierliche, ja reizende Formen zeigt die Thüre des alten Kapitelsaales in Augsburg.

Statuen romanischen Gepräges finden sich hie und da, so in Jörgenberg und Stötten; Kruzifixe in Biberach u. a. O. In Augsburg hat sich in der Kreuzkirche ein merkwürdiges Gebilde der Zeit erhalten, das Gefäß, in dem das mirakulose Gut aufbewahrt wird; es ist ein Kästchen, ein Ciborium, dessen Unterteil mit den Bildern der 12 Apostel geziert ist, dessen Bedachung die Embleme der Evangelisten und zwei knieende Gestalten darstellt. Der prachtvolle Ulrichskelch in Ottobeuren muß gleichfalls genannt werden, da die reiche Ausstattung auf das 12. Jahrhundert hin=

weist. An der Schale sind zu sehen die Bilder der Apostel, die unter Arkadenbögen stehen, am Knaufe die evangelischen Embleme, am Fuße die sieben Söhne der hl. Felicitas.

Was die Malerei betrifft, so sind allerdings keine Bilder auf uns gekommen, dafür aber eine hochinteressante Beschreibung des Bilderschmuckes, womit die St. Ulrichskirche in Augsburg damals versehen war. Die Äbte Udaskalch (1127) und Heinrich (1172) ließen im Kloster, im Chor, im Kreuzgang und im Schlafsaale alle Wände bemalen; ebenso große und kleine Teppiche mit Malereien schmücken. Aus der Schilderung ersehen wir, daß hier die mystisch-allegorische Malerei im ausgedehntesten Maße angewendet wurde, daß bei Ausführung von Bildwerken der Theologe noch immer die erste Stimme, der Künstler nur die gegebenen Gedanken in entsprechende Formen zu kleiden hatte.

Viele Kirchen waren mit Fenstern von farbigen, gemalten Gläsern geschmückt. Die oben erwähnte St. Ulrichskirche hatte damals großartige Glasgemälde in ihren Chorfenstern.

Die 3. Epoche von 1200—1260 hat wenige Fragmente auf unsere Zeit erhalten. Die Ulrichskirche in Augsburg besitzt noch einen Bischofsstab aus vergoldetem Silber und mit Emails geziert. Oben sieht man einen Drachen, der Pflanzen zu fressen scheint.

Die Zeit der Gothik.

1. Epoche von 1260—1300.

In Schwaben war rege Bauthätigkeit. Die Minoriten erhielten in Augsburg Kloster samt Kirche. Den Dominikanerinnen verschaffte Bischof Hartmann das Kloster zu St. Katharina und forderte durch Ablaßanbietung zu Beiträgen für den Kirchenbau auf 1251. Die neugebaute Kirche von St. Moritz wird 1314 eingeweiht. Leider sind die meisten Bauwerke der Zeit später der ärgsten Verzopfung verfallen. Erhalten hat sich nur die kleine profanierte Leonhardskapelle in Augsburg mit eleganten Rundsäulchen in Mitte, Halbsäulchen an den Wänden und mit Rippengewölben. In Memmingen läßt die Martinskirche nur an den drei vorderen Jochen des Hauptschiffes erkennen, daß sie ursprünglich

ein flachgedeckter, höchst einfacher Bau mit Achteckspfeilern und niedern Seitenschiffen ohne Streben gewesen. Die Franziskanerkirche in Lindau und die Kirche desselben Ordens in Nördlingen entstammen der ältesten Gothik. Jetzt sind beide profaniert und argem Zustande verfallen. Erstere ist eine leichte, hohe Kirche, einschiffig, arm, mit Flachdecke, daher ohne Streben und mit kleinen Spitzbogenfenstern versehen, deren Maßwerke nur ein Dreiblatt zeigen. Mehr Eleganz hat der etwas spätere Chor, der sehr lang und hoch, aber auch flachgedeckt ist, mit dreigeteilten Fenstern, welche drei sphärische Dreiecke als Maßwerk zeigen.

Von Metallarbeiten gehört das Ciborium, welches aus dem Kloster St. Mang in Füssen stammt und jetzt in der fürstlichen Sammlung zu Maihingen gezeigt wird, zu den trefflichsten Gebilden der Frühgothik. Es ist im Sechseck gebaut, jede Seite schließt mit einem Wimberge, alle Flächen sind mit zierlichen Emails geschmückt. Auf dem Deckel sieht man Scenen aus dem Leben Jesu, auf dem Knaufe und Fuße die Bilder des hl. Magnus, des hl. Franziskus, der hl. Klara und anderer Ordensheiligen.

2. Epoche von c. 1300 — c. 1400.

Zwei der großartigsten Bauten des Schwabenlandes sind der Chorbau des Domes in Augsburg und die Klosterkirche in Kaisheim. Bereits 1321 finden bedeutende Veränderungen am Dome zu Augsburg statt. An Stelle des bisherigen Holzplafonds über den Schiffen wurde ein Gewölbe eingesetzt mit feinen Kreuzgurten. Um diese zu stützen hat man den alten Pfeilern Halbsäulchen mit Laubkapitälern vorgesetzt. Endlich ward an Stelle der östlichen Absis ein großer Chor mit reichem Kapellenkranz und zwei herrlichen Portalen im Süden und Norden, welche in diesen Umgang führen, hergestellt. Diese Portale sind Werke von hoher Schönheit. Besonders zeichnete sich das Nordportal durch Originalität und einfache Schönheit aus. Es ist erhaben, mit tiefen Einkehlungen umgeben, und von schöner Anordnung. Die Thüre scheidet ein Pfosten, auf welchem die Gottesmutter prangt, zur Seite stehen die Heiligen Augsburgs, Ulrich und Afra, Heinrich und Kunigund auf Konsolen. Zehn Löwen beschützen oben auf der Krümmung des Bogens das Lager des Königs. Das südliche Portal ist niedriger

im Viereck angelegt, mit Vorbau, sich allmählich verengend wächst es in eine spitzbogige Thür aus. Ein runder Umfassungsbogen mit herabhängender Krönung umgibt das Ganze.

Der Bau des Chores begann unter Bischof Marquard von Randegg. Nach vielen Unterbrechungen konnte er erst 1410 gewölbt und unter Bischof Peter von Schaumburg im Jahre 1431 geweiht werden. Der dreischiffige Chor ist hocherhaben über das Schiff, sieben Kapellen ziehen sich um den Zentralbau, mit eigener Bedachung und in polygoner Gestalt vorspringend. Viereckige Streben umgeben sowohl die Hochwand als den Seitenumgang. Sie sind mit reichen Heiligentabernakeln in der Mitte geschmückt und enden in eine Zinnenkrönung. Der schlanke Fensterbau zeigt glänzendes geometrisches Maßwerk. Die Pfeiler, welche im Innern den Hauptbau vom Umgang trennen, bilden Büschel von Dreiviertelsäulen mit Blütenkapitälen, die Rippen zeigen scharfe Profilierung und Schlußsteine, im Hauptbau noch in Kreuzform sich verbindend, in den Kapellen aber bereits mannigfacher verschlungen. Der ganze Bau ist nicht von hoher Schönheit in Bezug auf Höhe, Schlankheit, Harmonie der Verhältnisse und Klarheit der Teile, aber Einzelheiten, so die Details an Fenstern, Tabernakeln und Säulen verdienen hohe Bewunderung.

Von seltener Schönheit und Großartigkeit ist die Kirche des Cisterzienserklosters Kaisheim bei Donauwörth. Unter Abt Heinrich Rubbing von Lauingen ward der Bau 1352 beschlossen, nach 35 Jahren unter Abt Taucher vollendet, mit färbigen Fließen gedeckt und 1387 durch Bischof Burghart eingeweiht. Es ist ein grandioses, ernstes Bauwerk, aus grauem Sandstein. Eine Vorhalle mit schön profiliertem Spitzbogenportale führt in die Kirche. An das schlank aufstrebende Hauptschiff legen sich die niederen Seitenschiffe an, getrennt von quadratförmigen Pfeilern. Daran schließt sich ein prachtvolles, weit ausbeugendes Kreuzschiff. Auf den vier kolossalen Pfeilern ruht der grandiose Mittelturm. Einzig fast ist der Chorbau. Die Seitenschiffe setzen sich um denselben im Kreise fort, doch so, daß durch eine Reihe schlanker Rundsäulen dieser Umgang selbst wieder zweischiffig wird und eine Reihe von Kapellen bildet. Während der Chor, das Hauptschiff und das Nordschiff noch die einfachen Kreuzgurten zeigen, sehen wir in diesem Umgange unregelmäßiges, bunteres Gurtenwerk,

Anfänge von Sternbildungen, die aber bald wieder aufgegeben werden. Höchst seltsam sind die Konsolen, auf welchen Arkadenbögen und Rippen aufsitzen. Die bizarrsten Formen, gehörnte Teufel, gebartete Waldmenschen, flatternde Nachtvögel, Drachen und gräuliche Ungetüme grinsen uns dort an. Im Äußern ist der Bau sehr einfach. Verjüngte Streben gehen um den Hochbau und um die Seitenschiffe. Das Fensterwerk ist sehr mannigfaltig, teils breit, teils lanzettförmig, immer in neuen Formen des geometrischen Maßwerks spielend. Der Mittelturm, breit angelegt, ist leider nicht vollendet, später wurde ihm eine Zopflaterne aufgesetzt.

Treffliche Skulpturen dieser Zeit besitzt Augsburg an den beiden Portalen des Domes, die 1346 von Domprobst Konrad von Randegg gebaut sind. Im Süden sehen wir die Gottesmutter in Mitte des Portals auf einer Säule, typisch schön. Das Tympanon enthält die Reliefs aus dem Leben der hl. Jungfrau bis zur Krönung der Himmelskönigin, welche oben im Giebel den Abschluß bildet. In der Laibung sieht man die zwölf Apostel, die Propheten, die Ältesten und heilige Frauen. Oberhalb des Portalbogens ist noch das Gericht dargestellt; es erscheint Christus, zur Seite Maria und Johannes der Täufer, Engel mit den Leidenswerkzeugen, der Himmel (Haus mit drei Giebeln) und die Hölle (Drachenkopf). An den Seiten sind noch die Patrone von Augsburg.

Das Nordportal hat im Tympanon vier ähnliche Scenen aus dem Leben Mariä. Am Pfosten steht wieder eine schöne Madonna. Oben am Rande des Spitzbogens sieht man kämpfende Löwen als Beschützer des wahren Salomon, darüber in Blenden die Propheten und Sibyllen. Die Köpfe entbehren aller Anmut, aber die Gewandung ist großartig.

Prachtvolle Steingebilde besitzt auch die Klosterkirche von Kaisheim, so eine große Statue der Gottesmutter mit dem Kinde von reizender Schönheit.

Augsburg ist zweifelsohne die erste Stadt Schwabens, wo die Künste des Kleingewerkes die höchste Vollkommenheit erreichten. 1368 bildeten die Goldschmiede mit den Bildschnitzern und Malern hier eine eigene Zunft. Sie standen an Rang zwischen den Patriziern und Zünften, waren von Rats- und Gerichtspflichten frei und hatten eine eigene Stube. Als berühmte Gießer der Zeit

erscheinen 1339 Hugo von Nürnberg, der die Sturmglocke von 40 Zentnern gegossen und 1372 Kunz der Glockengießer.

Von Malern finden wir in Augsburg Wernher von Fördelingen (1321), in Nördlingen Konrad Jugelin (1396), Heinz, genannt der Schüttenhelm (1400) und Berthold Maler im Loch († 1419). In Augsburg treffen wir um 1400 auch einen Maler Hans von Kötz. Er erhielt für eine Tafel in die Ulrichskirche die bedeutende Summe von 300 fl.

Merkwürdige Wandbilder der Epoche waren in der Michelskapelle zu Kempten, die erst im letzten Jahrzehnte dem Abbruch verfallen ist.

Treffliche Glasgemälde erhielt der Chor der St. Ulrichskirche in Augsburg i. J. 1355. Diese stellen die Patrone von Augsburg, die Krönung Mariä und das Schweißtuch der Veronika vor. Desgleichen besitzt der Dom zwei Fenster mit glänzenden Gebilden. Das im Kreuzschiff, von kolossaler Ausdehnung und hellster Färbung, hat prachtvolle Architekturdekoration und kleine Einzelnfiguren, das andere hinter dem Hochaltare, in Medaillons auf blauem Grunde, Scenen der Passion.

3. Epoche von c. 1400—1530.

Eine gewaltige Rührigkeit neue Bauwerke aufzuführen oder alte umzugestalten, zeigt sich in Schwaben.

In Augsburg wird noch immer am östlichen Domchor fortgebaut.*) Unter Bischof Johann von Werdenberg ward i. J. 1484 endlich der Ostchor und die Seitenschiffe vollendet.

Der bedeutendste Bau der Zeit in Augsburg ist ohne Zweifel die Ulrichskirche. Die alte romanische Kirche war schadhaft und gebrechlich. Es ward ein Neubau beschlossen und dazu 1466 der Grundstein gelegt. Bei diesem Bau zeichnete sich ganz hervorragend Meister Burkhard Engelberger aus. In einem Zeitraum von 60 Jahren war die Kirche vollendet. Sie ist 90 m lang und 27,26 m breit. Die Seitenschiffe, niederer als das Hauptschiff, sind um den Chor nicht fortgesetzt, die Pfeiler haben Laubkapitäle und tragen ein Gewölbe, dessen Rippenwerk nur mehr als

*) S. o. S. 39.

Dekoration dienen kann, spielende Formen, wie Baumäste, welche zusammengebunden sind. Auch die Brüstungen im Innern und die hohen Fenster haben höchst seltsames, ausschweifendes Maßwerk. Eigentümlich sind die übereckgestellten schmalen Streben im Hauptschiffe und an den Seitenschiffen, besonders aber das Portal im Nordwesten mit erkerartig vorspringender Galerie. Das ganze Bauwerk, obwohl großartig, schlank, keck und künstlich, zeigt doch bereits arge Verirrung; die Dekoration überwuchert alle Hauptformen, alles scheint erlaubt und schön, was der Bewegung des Zirkels entspringt. Gegen Ende der Epoche entstand in Nördlingen die stattliche Georgskirche. Eine Reihe von Meistern leitete den Bau. 1427 wird der Grundstein gelegt und 1490 von Heinrich Kugler der im Westen prangende Turm begonnen und auch der letzte Stein ans Werk gelegt. Es ist eine großartige Hallenkirche aus Basalttuff. Die Seitenschiffe sind um den Chor fortgesetzt. Das reiche Gewölbe wird von 18 Rundpfeilern gestützt, welchen im Schiffe zwei Dienste ohne Kapitalkrönung vorgesetzt sind. Der sehr einfache Turm im Westen steigt als Quadrat auf, springt dann in die Achtecksform über und endet mit schönem Helme. Einfache Streben umgeben den Bau. Im Maßwerke der mehrteiligen Fenster spielen Vierpässe und Fischblasen die Hauptrolle. Am Portale ist bereits der Eselsrückenbogen angebracht.

Die Pfarrkirche von Donauwörth ist ein stattlicher, obgleich etwas derber Bau, dreischiffig, mit niedrigen Seitenschiffen, schönen Streben und eingezogenem Chore. Die Achteckspfeiler haben Dienste ohne Kapitäle, die Rippen bewegen sich im Rautenmuster, die breiten Fenster haben originelle Maßwerkformen. Seltsam ist das Hauptportal mit Vorhalle, indem hier herabspringende Schlußsteine (Köpfe) angebracht sind. An der Martinskirche in Memmingen bewundern wir den Chor. Es ist das ein herrlicher Bau, im Jahre 1500 vollendet. Sterngurten durchziehen das Gewölbe, die dreipfostigen Fenster haben reiche Fischblasenmuster, die Streben sind künstlich und mit Fialen geschlossen. Dieser Chor ist ein Werk des berühmten schwäbischen Meisters Matthäus Böblinger.

Von Kaufbeuren nennen wir die Martinskirche, einen dreischiffigen Ziegelbau mit niedrigen Seitenschiffen; der Turm ward 1404 in gothischem Stil erhöht, die Seitenschiffe erhielten 1438

Streben, breite Fenster und ein Sterngurtengewölbe, der Chorbau mit hohen Fenstern und Streben schloß sich an. Die auf einem Hügel prangende Blasiuskirche ist ein Hallenbau mit Sechseckpfeilern und Kreuzgurten. Streben mit Maßwerkornamenten und ein Fries umkränzen den Außenbau. Der Chor ist eingezogen, weniger hoch, mit Netzgurten bedeckt und von außen mit Streben umgeben, welche mit einem Spitzhelm enden.

Im Algäu entbehren die Bauten in Folge Mangels passender Hausteine und wegen beschränkter Vermögensverhältnisse der Bevölkerung des freien Aufschwungs, der Eleganz; sie sind knochig, breit, schwerfällig, solid, ohne viele Zierglieder. Hieher gehört die Mangkirche in Kempten, die Kirche in Maria Rain bei Füssen und die protestantische Kirche in Lindau.

Von Profanbauten sei das alte Rathaus zu Nördlingen erwähnt, weniger hervorstechend sind die Rathäuser in Donauwörth und Kempten. Hohes Interesse verdient das Schloß in Füssen, ein stattlicher, mächtiger Bau der Zeit, mit alter Einrichtung der Zimmer.

Von Einzelnhäusern muß genannt werden der Getreidespeicher in Augsburg mit seinem zierlichen Stufengiebel, das Weberhaus in Kempten mit trefflichem Saale, die Klösterchen in Kaufbeuren und Monheim, der alte Pfarrhof in Lauingen mit Prachtportal und Erker und mehrere Gebäude in Memmingen.

Schwaben hat einen großen Reichtum an Werken dekorativer Architektur. Die Altäre sind sämtlich aus Holz mit Ausnahme des merkwürdigen aus Bronzeguß im Westchor des Domes von Augsburg (1447). Flügelaltäre aus unserer Epoche sehen wir in der hl. Kreuzkirche in Augsburg, in der Georgskirche in Nördlingen (c. 1510), in der Blasiuskirche in Kaufbeuren (1515), ferner drei kleine Altäre in Gelnhofen (1423), einen in Zell (1492), in Geratsried, Oberstdorf, Reichenbach, Hindelang, Sulzberg, Tronsberg und in Maria Rain bei Füssen.

Von hohem Interesse sind die Sakramentshäuschen. Die bedeutendsten sind in Donauwörth und Nördlingen. Das erste zeigt gar sinnig die Bilder des Mannaregens und Melchisedecks Opfer, ebenso den hl. Alexius unter dem Stiegenhause. Das zweite

in der Georgskirche in Nördlingen ist gleichfalls schlank, fast bis zur Decke in drei Stockwerken ansteigend. Unterhalb sind die Propheten, oberhalb die Evangelisten und Engelgruppen mit den Leidenswerkzeugen, in dem eigentlichen Türmchen steht Christus, ihm nahen die Apostel und Heiligen, den Abschluß bildet der hl. Georg. Baumeister Stephan hat es entworfen und der Bildhauer Ulrich Kreuz hat die Statuen für 55 fl. gemacht.

Die Taufsteine sind fast durchaus Pfeilerchen, welche eine sechs- oder achteckige Schale tragen. Wir finden sie in Nördlingen, Donauwörth, Sonthofen, Dieppolz, Stein, Fischen u. a. O.

Eine gothische Kanzel mit den Bildern der Evangelisten an der Brüstung besitzt die Georgskirche in Nördlingen.

In dieser 3. Epoche zeigt sich, wie anderwärts, so auch in Schwaben, eine ungemeine Rührigkeit auf dem Gebiete der Skulptur. Eine große Fülle von Arbeiten hat sich erhalten. Die Figuren zeigen große Weichheit, Schlankheit und Anmut der Gestalten.

Ein Meister von Ulm macht 1454 in Augsburg den Palmesel und den Salvator darauf. Ein Meister Ulrich von Augsburg setzt die Grabsteine der Äbte Kissinger, Heuter und Vögelin. Ein Meister Gregori fertigt 1498 das große Kruzifix am Kirchhof von St. Ulrich. Auch zum Hochaltare in Kaisheim liefert derselbe i. J. 1502 die Bildhauerarbeit. Sein Schwager Adolf Dawher macht 1514 zu St. Ulrich eine Tafel auf den Frühmeßaltar um 350 fl.

Von den Steinskulpturen stehen die Grabmäler oben an. Im Dom zu Augsburg sind rühmend zu nennen die Hochgräber der Bischöfe Peter von Schaumburg, Friedrich von Hohenzollern und Heinrich von Lichtenau. Aus St. Ulrich hat sich im Maximiliansmuseum das köstliche Monument des Abtes Mörlin erhalten, Maria mit den Ordensheiligen, voll Zartheit und Weichheit der Formen. Die Zahl der gothischen Grabsteine in Schwaben ist eine große, in Augsburg, Donauwörth, Kaisheim, Kaufbeuren, Jörgenberg, Irrsee, Kempten, Lindau sind solche, die das meiste künstlerische Gepräge zeigen.

Von den einzelnen Statuen, die sich erhalten haben, sei hier die köstliche Steinmadonna am alten Schlosse in Dillingen genannt.

Die meisten Skulpturen sind aus Holz geschnitzt. Die trefflichsten Holzgebilde finden wir, wie schon oben angegeben, in den Flügelaltären mit Farbenfassung. Wir erwähnen nur die Kreuzabnahme am Hochaltare in Nördlingen (1474), die herrliche Dreifaltigkeit in Oberstdorf (1492), die Jakob Schick aus Kempten geschaffen, ferner die Schnitzwerke des Altars in Hindelang, die Stationen im Schreine der Blasiuskirche zu Kaufbeuren (1515), die vielen höchst reizenden Altarfigürchen zu Zell (1442), in Sulzberg und in der Schloßkapelle zu Wallerstein. — Von Einzelstatuen ist ein Ideal schwäbischer Innigkeit und Anmut die kolossale Madonna mit dem Christkinde auf dem Monde stehend, in Augsburg (Maximiliansmuseum).

Wenden wir unsern Blick dem Chorgestühle zu. Das Chorgestühl des Ostchores im Dome zu Augsburg hat einfache Maßwerkkrönung und einzelne köstliche Figürchen auf der Brüstung, die alle auf Christum deuten. Das Gestühl des Westchores ist noch älter, einfacher, zeigt den Löwen, der die toten Jungen erweckt (Gott Vater) und Centauren. Weitaus das interessanteste befindet sich aber in der Martinskirche zu Memmingen, ein würdiges Gegenstück zu dem Gestühl des Münsters in Ulm. Es waren einst 64 Stühle. An den vorderen scheinen die damaligen Vorstände des Klosters abgebildet zu sein, sowie die Ratsherren der Stadt, interessante Porträtfiguren. An den Rückwänden sind 16 Reliefs, die Scenen aus dem Leben der Heiligen Krispinus, Sebastian und Dionysius zeigen. Den Hauptgedanken des Ganzen enthalten die Prachtfiguren, welche an der obern Krönung prangen, es ist Christus, voraus verkündet durch die Propheten unter den Juden, durch die Sibyllen unter den Heiden, gepredigt dann allen Völkern durch die Apostel. Jede Figur in trefflicher Charakteristik, verschieden nach Alter, Gewandung und Ausdruck, hält ein Spruchband in den Händen, das die Prophetien oder die Glaubensartikel enthält. Das Gestühl, einfach in der Architektur, ist hochwichtig durch diese köstlichen Gestalten. Als Meister wird der Tischler Konrad Heidelberger genannt, der 1522 für ein Gestühl 40 fl. erhielt.

Die Werke von Metall sind höchst zierliche Bauten in Miniatur, streng nach den Gesetzen der Gothik entworfen; auch die

Figuren stehen unter dem Einflusse der gothischen Baukunst. Gefertigt wurden sie alle von einfachen Bürgern. Die Goldschmiedekunst blühte außer Köln und Nürnberg nirgends so herrlich als in Augsburg. Der Goldarbeiter Peter Rampfing machte im Auftrage des Bischofs Johann einen Silberaltar für die Domkirche mit den Bildern des Leidens Christi bis zur Auferstehung. Unterhalb (Predella) war das Abendmahl Jesu dargestellt. 26 Jahre ward an diesem Werke gearbeitet; der berühmte Goldschmied Seld vollendete es im Jahre 1508.

Die eleganteste gothische Monstranz (c. 1460) hat sich in Stötten am Auerberge erhalten, ein 1,16 m hoher schlanker Bau mit Cylinder, Figürchen oben und Reliefs am Fuße. Kostbarer aber ist die Monstranz, welche Kaiser Max I. dem Kloster zum hl. Kreuze in Donauwörth verehrte, und jetzt im fürstlichen Schatze zu Wallerstein sich befindet. Es ist ein großartiges Werk, aber im Geschmacke der ausartenden Gothik i. J. 1513 durch Meister Lukas von Donauwörth vollendet.

Die Malerei ward mit besonderer Vorliebe und mit wunderbarem Erfolge in Schwaben betrieben. Das ganze Wesen des schwäbischen Volksstammes, seine Innigkeit und Sinnigkeit, sein weiches Gemüt, die romantisch—poetische Richtung der Geister, all das mag beigetragen haben, daß die Malerei hier so günstigen Boden fand. Zur Charakteristik sei erwähnt, daß die schwäbische Malerei sich vorteilhaft von der fränkischen durch den feinen Geschmack unterscheidet. Die Gestalten haben schönere Formen nnd größere Anmut der Bewegung, reinere Motive in der Gewandung, nicht das Eckige in den Brüchen, die Maler haben Hang zu einem edlen Realismus, Porträtähnlichkeit der Köpfe wird geliebt, die Farben sind dunkler, kühler, harmonischer als in Nürnberg, die Zeichnung ist wenig entwickelt, aber die Malerei sorgfältig, verschmelzend, die Färbung des Fleisches ist klar und weich, selten sind Schraffierungen. Augsburg und Nördlingen sind die Künstlerstätten. Aus den Zunftbüchern Augsburgs ist genugsam zu ersehen, daß es meist Künstlerfamilien sind, in denen der Kunstbetrieb durch Generationen sich fortsetzt. Aus diesen vielen Malerfamilien nehmen wir zwei heraus: Holbein und Burgmayr.

1459 erscheint ein Hans Holbein schon als Maler. Er fertigte

die Maria auf der Rasenbank. Dessen Sohn war Hans Holbein in der Geschichte der Ältere genannt. Er war Maler und Bürger von Augsburg von 1460—1517. Von da ging er nach Basel, dort besorgte er die Ausschmückung des Rathauses, dann war er längere Zeit auf Reisen, zuletzt ist er wieder in Augsburg, wo er starb. Unter seinen drei Söhnen war Hans der Jüngere der Ruhm seines Geschlechts. Neben Albrecht Dürer hat er die deutsche Malerei zur höchsten Stufe erhoben. Wahrscheinlich zu Augsburg i. J. 1497 geboren, erhielt er vom Vater den ersten Unterricht. Frühzeitig zeigte sich das Genie des Knaben. Das Bild der hl. Anna mit Maria und dem Jesukinde, das er i. J. 1512 vollendet, gibt des Zeugnis. In Basel half er seinem Vater bei der Ausschmückung des Rathauses (1508—1521). 1519 wird er in die Malerzunft zu Basel aufgenommen, 1520 Bürger daselbst. Bald darauf vermählte er sich. Er war unablässig thätig. Wie er das Rathaus mit Fresken schmückte, so auch Privathäuser, z. B. das Haus zum Tanze, die Apotheke. Er malte einen Aushängschild für einen Schulmeister, dann wieder treffliche Altarbilder in der Münsterkirche. Auf seinen Reisen lernte er überall und ließ allenthalben Spuren seiner Kunst zurück. Mit Empfehlungsbriefen des Erasmus ging er 1526 nach England. Hier ist seine Thätigkeit eine eminente. Er fertigt Gemälde in Menge, macht Handzeichnungen und Entwürfe für Goldschmiede, Emailleurs und Stempelschneider zu Geräten, Gefäßen, Waffen, Siegeln und Münzen. Dreimal kehrte er noch in sein Vaterland zurück und starb in England 1543 an einer Epidemie.

Hans Holbein d. J. war eine kräftige, frische, lebensfrohe Schwabennatur, stand im freundschaftlichen Verkehr mit den gebildetsten und gelehrtesten Männern seiner Zeit, mit Erasmus, Amorbach, Frobenius und Thomas Morus. Er malte in Öl, Fresko und Leimfarben, machte Miniaturen, Kupferstiche und Holzschnitte; er schaffte Heiligengestalten und Scenen aus der Bibel, Genrebilder, humoristisch-satyrische Bilder, Thatsachen der römischen und griechischen Geschichte, allegorisch-symbolische Gemälde und endlich Porträt mit gleicher Virtuosität. Bei ihm verband sich deutscher Ernst und deutsche Wahrheit mit italienischer Formenschönheit; er huldigte den Grazien der Renaissance und blieb doch frei und deutsch.

Was nun die wichtigsten Gemälde anlangt, so werden dem Vater Holbein vor allem die Bilder aus dem Katharinenkloster in Augsburg zuzuschreiben sein. Diese stellen die sieben Hauptkirchen Roms und ihre Schutzheiligen dar. Das erste enthält Passionsbilder, dann Maria und die Stifterinnen (1495) von Holbein um 26 fl. gemalt. Das zweite zeigt die Kirche St. Maria Maggiore und dabei die Krönung Mariä durch die drei göttlichen Personen und das Martyrium der hl. Dorothea mit Spruchbändern. Die Figuren sind schlank, aber das Gepräge ist mehr weltlich und derb als ideal. Die dritte zeigt die Verklärung Christi, die vierte die Basilika des hl. Paulus, von der Dornenkrönung Christi, der Paulus angewohnt haben soll, bis zum Begräbnis des Apostelfürsten, ein Werk von hoher Schönheit, frei in den Bewegungen, naturwahr in den Köpfen, edel in der Gewandung, von leuchtender Kraft der Farben, wahrscheinlich mit Hilfe des jüngern Holbein gemalt (1513).

Das großartigste Bild dieses Hans Holbein sind die 16 Bilder zum Hochaltar des Klosters Kaisheim. An der Innenseite waren die Bilder des freudenreichen Lebens Mariä, an der Außenseite die Scenen der Passion (Pinakothek in München). Viele Köpfe sind edel und anmutig, manche porträtähnlich, die Zeichnung ist meistens verstanden, nur Hände und Füße sind noch schwach, dünn und oft verrenkt, die Farbe ist kräftig, das Inkarnat warm mit bräunlichem Schatten.

Die Schöpfungen des Sohnes sind noch glorreicher. Von seinen Jugendarbeiten nennen wir die Bilder der hl. Elisabeth und Barbara (Pinakothek in München), schlanke, edle, zarte Gestalten, voll Empfindung. — Das Familienbild der Rehlingen ist von sprechender Naturwahrheit (Pinakothek in München). In Basel entstand unter vielen andern ein Bild der drei theologischen Tugenden, fides, spes, caritas; ferner die geistvollen Freskomalereien im Rathause zu Basel (1521), dann die acht Bilder aus der Passion und ein Abendmahl daselbst; das herrliche Porträt des Erasmus und das weltberühmte Bild der Bürgermeisterfamilie Maier vor der Gottesmutter in Dresden und Darmstadt, ein Werk, in dem deutsche, schlichte Auffassung und höchst realistische

Formenschönheit sich vereinen, das schönste Bild des deutschen Familienlebens.

In England hat er außer zahllosen Porträts von höchster Wahrheit und Vollendung, besonders die großen allegorischen Bilder des Triumphs, der Armut und des Reichtums für die Halle der deutschen Hansa gemalt, ein Werk voll Geist und Leben, würdig selbst eines Raphaelischen Pinsels.

Eine seiner berühmtesten Zeichnungen sind die zum Todentanz, wohl noch in Basel entstanden. All seine Gebilde zeigen, daß Hans Holbein der Jüngere ein künstlerisches Genie war.

Hans Burgmayr ist 1472 geboren und heißt zum Unterschied von seinem Sohne, der das berühmte Turnierbuch gemalt hat, der Altere, er war mit Holbein dem Älteren verschwägert, und mit Albrecht Dürer befreundet und starb 1539. Bis 1510 etwa huldigt er der alten traditionellen kirchlichen Auffassung, von da an läßt er sich immer mehr zur Nachahmung der Italiener hinziehen. Seine Bilder zeichnen aus treffliche Modellierung, warme, harmonische Farbengebung, Wahrheit der Köpfe und Liebe zur Natur, die sich in der treuen Entwicklung der Landschaft zu erkennen gibt

Von seinen Freskomalereien an den Fuggerischen Häusern am Weinmarkte hat sich fast nichts erhalten. Von den Ölgemälden müssen die drei genannt werden, die er in Konkurrenz mit Holbein für das Katharinenkloster in Augsburg fertigte (1504). Die großen Gemälde an den Flügelthüren der Orgel von St. Anna (1512), die Kreuzigung in der Galerie (1519) und die Schlacht bei Cannä zeigen den Verfall seiner Kunst. Viele Bilder von ihm sind in Nürnberg, München, Berlin und Wien. Noch thätiger war Burgmayr in Zeichnungen für den Holzschnitt. Zu mehr als 700 Holzschnitten hat er die Zeichnungen geliefert.

Von andern Augsburger Malern sei noch Christoph Amberger erwähnt. Seine berühmtesten Porträts sind die des Kaisers Karl V., Heinrich VIII., der Margaretha Welser und des Sebastian Münster in Berlin. Viele religiöse Bilder, alle edel in der Haltung, fromm im Ausdruck und warm in der Färbung, zeigen wie die alte Energie des Gefühls allmählich in Schwäche und Verschwommenheit übergeht. Er starb 1563, wo der Abfall

von der altdeutschen Tüchtigkeit zur weicheren Manier der Italiener (Renaissance) sich so ziemlich vollendet hatte.

Nördlingen hatte eine Menge von Malern. Die berühmteste Künstlerfamilie, die Repräsentantin der Kunstweise unserer Epoche in dieser Gegend war die Familie der Herlen.

Meister Friedrich Herlen brachte von den Niederlanden die realistische Malweise van Eyks mit (1462). Er entfaltete eine ungeheure Thätigkeit. Seine Hauptwerke finden wir in Nördlingen, Bopfingen, Rothenburg ob der Tauber und in Dinkelsbühl. Den höchsten Aufschwung nahm er, als er den Hochaltar der Jakobskirche in Rothenburg malte (1466). Auf Goldgrund ausgeführt sieht man auf den Flügeln die Verkündigung, Heimsuchung, Geburt, Beschneidung, Anbetung der Könige, Lichtmeß und den Tod Mariä, in der Predella Christus und die 12 Apostel als Brustbilder. — Die herrliche Kirche von Dinkelsbühl hat einen Altar von ihm, zart ausgeführt.

Die Malereien Herlens zeigen den gewandten Schüler der Niederländer. Die Anordnung des Ganzen ist immer großartig und feierlich. Die realistische Richtung erstreckt sich noch nicht bis zur durchgängigen Porträtähnlichkeit der Personen und des Zeitkostüms.

Die Bewegungen und Brüche der Gewandung sind eckig, die Farben stehen ziemlich ungebrochen und frisch neben einander, das Inkarnat ist sehr leicht, die Ausführung meist sehr sauber.

Mit seinen Söhnen beginnt ein auffallendes Versinken der Kunst zur Roheit und derben Wirklichkeit.

Die Glasmalerkunst ward von den Glasern geübt, deren es in Augsburg und Nördlingen sehr viele gab. Von Glasgemälden steht obenan das Nordfenster im Dom von Augsburg mit vielen kleinen Darstellungen auf tiefblauem Grunde, daran schließen sich die Glasbilder in St. Ulrich, in Nördlingen, Memmingen, in der Schloßkapelle zu Wallerstein u. a.

Miniaturisten waren vornemlich Mönche. So lebte in Augsburg im Kloster St. Ulrich der P. Johannes Frank, welcher viele Bücher für den Chor mit Bildern zierte (1472 bis 1492), dann P. Leonhard Wagner von Schwabmünchen (1489), Konrad Wagner von Ellingen und Stephan Degen,

welche insgesamt Bücher mit Illustrationen versahen. Zu zwei Psalterien des Klosters machten aber auch Laien Bilder. Es waren das Georg Beck und sein Sohn, beide Illuministen (1495).

So sind wir von den großen Monumentalwerken der mittelalterlichen Kunst, von den Domen bis zu den kleinsten Gebilden fortgeschritten. In allen zeigt sich derselbe Charakter, dasselbe nationale, naturwüchsige, naive, gemütliche, deutsche Wesen; auch das kleinste Gebilde schließt sich meist als würdiges Glied dem ganzen Prachtbau der mittelalterlichen Kunst an.

Die Zeit der Renaissance und des Rokoko von 1530—1650.

Nicht mit einem Schlage zog sich die Gothik zurück, nur Schritt für Schritt, 100 Jahre dauerte der Kampf zwischen beiden Bauweisen. Aus ihrem Streite und ihrer Vermengung ergab sich zunächst ein eigentümlicher Mischstil. Dieser Stil behielt die Grundformen des antiken Baues bei, aber die Maßwerke, Stäbe und Blüten der Gothik setzte er als Schmuckwerk ein.

In Schwaben ist es die höchst merkwürdige Pfarrkirche von Wallerstein, die hier genannt werden muß. Diese aus zweifarbigem Sandstein, zweischiffig mit zwei Chören neben einander, hat ganz magere Dekorationsrippen, Rundbogenfenster mit gothischem Maßwerk, außen breite Lisenen (Eckwandstreifen) und antike Portale mit den Jahreszahlen 1613 und 1620.

Die Zeit der reinen Renaissance ist für Augsburg die Epoche höchsten äußern Glanzes, die Zeit, wo die Fugger und Welser durch ihren Reichtum, ihre Macht, ihren politischen und geistigen Einfluß die Bewunderung aller Welt erregten. Es ist die Zeit, in welcher der berühmte Elias Holl als Baumeister wirkte und der ganzen Stadt ihr bisheriges mittelalterliches Gepräge nahm, um ihr das der italienischen Renaissance aufzudrücken. Obgleich Augsburg von den Tagen seiner Gründung an bis herauf in stetem und regem Verkehr mit Italien stand, so ist es doch als ob ihr das Bewußtsein ihrer Abstammung auf einmal aufs neue lebendig wurde, so sehr liebte sie die erneuerte antike Bauart.

Elias Holl war der Sohn des trefflichen Augsburger Werkmeisters Hans Holl. Ein reicher Bürger, Anton Garb, nahm Elias mit nach Venedig. Dort eignete er sich den strengen ein=

fachen Stil der großen Meister der Renaissance, des Palladio und Vignola, an. Zurückgekehrt war er unermüdet thätig. Bau auf Bau entstand; das Zeughaus am Moritzplatz, der Turm bei St. Anna, das Siegelhaus, die Metzge, die Brunnentürme am Jakoberthor, die Türme am Wertachbrucker- und Klingerthor, die Sebastianskapelle, die Barfüßerbrücke mit den Läden in Erinnerung an die Rialtobrücke in Venedig, das Gymnasium bei St. Anna, die Wolfgangskapelle und endlich 1615—1620 das Rathaus. Der Rathausbau hat eine auffallende vorwiegende Höhenentwicklung, was dem Stil nicht besonders entspricht. Die Façade mit Säulen von Rotmarmor, mit Portal und Altane, hat viele Fenster mit Architravgiebel in zwar schöner Symmetrie und guter Profilierung, aber von wenig Erfindung und künstlerischer Ausbildung. Ein Giebel und zwei Spitzkuppeltürme ragen über das Dach. Von Interesse im Innern ist im dritten Stockwerke besonders der 31,90 m lange goldene Saal mit einer aus Hängewerk bestehenden Decke mit Stukkaturen und Gemälden.

Gegen Ende seines Lebens ward er wegen Uebertritts zum Protestantismus seines Amtes als Werkmeister entsetzt (1630), nach dem Einzuge der Schweden wieder eingesetzt, starb er bald darauf.

Holl war ein Mann von außerordentlicher Energie, deutschem Fleiß und zäher Ausdauer, aber streng, trocken und etwas schablonenmäßig in Erfindung und Ausschmückung seiner zahlreichen Bauten. Augsburg trägt heute noch das Gewand, das er der Stadt gegeben.*)

Andere Bauwerke der Epoche sind die Jesuitenkirche in Augsburg (1570) und Neuburg (1607—1616) und die stattliche Residenz (Ottheinrichbau von 1531—1538) mit runden Ecktürmen, mit Kapellen und Prachtsälen und das Rathaus in Neuburg (1618).

Augsburg besaß in der Zeit der Renaissance eine große Anzahl bedeutender Bildhauer, Schnitzer, Gießer, Modelleurs, Kunstschreiner und Plattner. Christoph Murmann fertigte die Bildsäulen und Ornamente in das neue Rathaus. Viktor Kaiser machte eine Muse von Alabaster und einen geharnischten Ritter

---

*) Siehe Volkskunde, II. Abteilung S. 56.

für einen Brunnen (1547), Georg Pebel aus Weilheim fertigte für die Fugger und für Augsburger Klöster eine Menge von Gegenständen. Die herrlichen Grabmäler der Bischöfe im Dome und der Fugger bei St. Anna müssen hier auch erwähnt werden.

Von Gußwerken in Augsburg sind von Hubert Gerhard, einem Niederländer, die Erzstatuen am Augustusbrunnen, bewegte, trefflich ausgeführte Gruppen, aber derb und manieriert.

Adrian de Vries, geboren 1560 in Grafenhaag und gebildet in Florenz, führte die zwei Hauptbrunnen aus, den Herkulesbrunnen mit der Statue des Herkules, der den Cerberus bekämpft, dann den Merkurbrunnen, wo Amor dem Merkur den Flügel an den Stab heftet. Beide künstliche Arbeiten, aber gegen den edleren Kunstgeschmack sehr verstoßend.

Noch mehr der Manier verfallen ist Johann Reichel aus Rain, der in Augsburg den Kreuzaltar der Ulrichskirche, dann den Genius des Friedens, der den Engel des Kriegs niederwirft, auf dem Zeughaus (1607) modellierte und goß. Der städtische Stück- und Glockengießer Wolfgang Neidhardt machte die Brustbilder der Kaiser auf dem Rathause und die Leuchter daselbst; ferner eine Statue Gustav Adolfs, die später dem Kaiser Ferdinand III. verehrt wurde. Augsburg genoß damals neben Nürnberg den höchsten Ruhm im Erzguß.

Von den berühmten 28 Statuen bei dem Prachtgrabmale des Kaisers Max I. in Innsbruck waren schon früher in Augsburg mehrere nach den Modellen von Jörg Muschkat von den Gießern Hans und Lukas Zotmann (1509) und Lorenz Sartor ausgeführt worden. Gilg Sesselschreiber von Augsburg hatte die Oberleitung der Gießhütte Mühlau bei Innsbruck. Im Jahre 1516 formte er den knieenden Kaiser auf dem Grabmal. Georg Löffler goß vom Jahre 1549 an viele Bildwerke in Innsbruck, auch mehrere von den großen Statuen an dem Grabmale des Kaisers.

Je mehr aber die ernste, großartige monumentale, kirchliche und nationale Kunst sank und verflachte, desto mehr erhob sich das Kunsthandwerk. Die zahllosen Gold- und Silberarbeiter in Augsburg nahmen mit denen von Nürnberg die erste

Stelle ein. Monstranzen, Kelche, Rauchfässer, Kannen, Reliquienbehälter u. a. sind noch in großer Menge vorhanden.

Auch die Hafner fertigten Prachtstücke von Öfen und Reliefs aus der hl. Geschichte oder mit mythologischen Gegenständen, z. B. in Füssen.

Besonders ausgezeichnet waren die Schreiner, am berühmtesten die von Augsburg. Es wird berichtet, daß diese ordinäre Schreinerarbeiten gar nicht mehr machen wollten. Das bedeutendste Stück ist der pommerische Schrank in Berlin. Er wurde nach Angabe des Ph. Hainhofer von Augsburg († 1647) durch den Kunstschreiner Ulrich Baumgartner mit Hilfe des Malers Anton Mozart und vieler anderer Werkleute für den Herzog Philipp II. von Pommern i. J. 1615 ausgeführt. Der ganze Schrein ist von Ebenholz in drei Stockwerken gebaut, aber mit Edelsteinen, Bildern in Silber, in Gold, mit Emailen und Mosaiken, mit den Porträts der herzoglichen Familie und aller Mitarbeiter, ebenso mit Spieluhren u. dgl. reich versehen.

Die Malerei bietet das gleiche Gepräge wie die Skulptur. Beiden fehlt das Leben, das innen quellende Gefühl. Am besten gelingen die Porträts, weil es sich hier vor allem um treue Wiedergabe der äußern Formen, der Wirklichkeit handelt. Je mehr aber die Malerei an innerem Werte abnimmt, desto mehr nehmen die Gemälde an Zahl und Größe zu; desto mehr nimmt die Fertigkeit zu, in kurzer Zeit werden die größten Räume mit Gemälden überdeckt.

Es ist die Zeit, wo die Anlegung von Gemäldesammlungen Mode wird. Augsburg sah am Anfang unserer Epoche den großen Titian in seinen Mauern und für die Fugger einige Gemälde schaffen. Um 1559 weilte ebenfalls hier der bedeutende Venetianer Licinius, der jüngere Pardenone genannt. Er schmückte mehrere Häuser und Hallen mit bewegten Freskenbildern.

Matthias Kager aus München (1566—1634) war Maler und Bürgermeister in Augsburg. Er malte das Rathaus, das Weberhaus, das Stadtgefängnis und zwei Stadttürme mit Fresken. Bei ihm wie bei seinem Ruhmesgenossen Holzer staunen wir, daß in der verderbten Zeit des 17. u. 18. Jahrhunderts zwei deutsche

Meister noch so tüchtig und in so würdevollem Stile malen konnten.*)

Die Kunst des Rokoko und des Zopfes c. 1650—1800.

In Schwaben mag Ottobeuren als blühendstes Muster eines Klosterbaues im Rokokostil gelten. In gleichem Stil ist Irrsee und Wettenhausen erbaut. In dieser Zeit fielen der Dom, die Kreuzkirche von St. Moritz in Augsburg und unzählige Landkirchen arger Aufputzung anheim.

Die Bildhauer waren fast nur Kopisten der Franzosen und Italiener, ohne deutsche Ader. Paläste und Lustgärten füllten sie mit Allegorien und Gegenständen der Mythologie, in den Kirchen gaben alle Wände und die vielen Altäre, welche jetzt meistens als Portale mit Säulen und einem Leinwandgemälde in Mitte ausgeführt wurden, sowie die Grabmäler reichliche Gelegenheit zur Anwendung heiliger Gemälde, Statuen und Stukkaturarbeiten. Zudem wurden noch immer Luxusgegenstände, Geräte, Möbel, Elfenbeinschnitzereien u. dgl. in Fülle fabriziert. In dieser Zeit bethätigte das Kunstgewerbe eine ungeheuere Fertigkeit, dabei zeigte es bessern Geschmack und wirkliche Erfindung. Die Schreiner machten üppige Chorstühle, Beichtstühle, Schränke und Möbel (Ottobeuren), die Goldschmiede kostbare Tafel- und Kirchengeräte, Kelche, Monstranzen, kleinere Statuen und Gruppen, die Bossierer und Gießer fertigten in Wachs und Metall noch Statuen, Glocken, Brunnen und Grabmäler, die Schlosser solide Kästchen, Schlösser und Eisengitter.

Neben der Heiligen- und Historienmalerei fand jetzt die Landschaftsmalerei allgemeine Aufnahme und liebende Pflege. Die Zahl der Maler war eine sehr bedeutende. Man muß die Gewandtheit in Führung des Stiftes und Pinsels bewundern, die Werke selbst lassen uns kalt. Nur Porträte und Landschaften machen eine Ausnahme. Elias Riedinger, geboren 1695 in Ulm, gest. 1767 in Augsburg, war erst Jäger, dann Tiermaler und Zeichner für Kupferstecher. Seine Hirsche und Wildschweine sollen unübertroffen sein.

---

*) Riehl, Culturstudien S. 293.

Die Kunst der Gegenwart. Von 1800 bis jetzt.

Erst gegen die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts hat auch Schwaben die Rückkehr auf bessere Bahnen des Geschmacks begonnen. Hier wie anderwärts reiht sich eine Restauration von Bauten und Gemälden an die andere. Hohenschwangau ist nach D. Guaglios Entwurf von ihm, nach seinem Tode von Ohlmüller und Ziebland ausgeführt. Die Fresken sind nach Zeichnungen von Schwind, Ruben, Lindenschmitt u. a.*) Ein hochbegeisterter Kenner und Anhänger der antiken Kunst war Konrad Eberhard aus Hindelang, früher Schullehrer in Sonthofen, dann unter Roman Boos in München zum Künstler gebildet, darauf 1806 in Rom, wo er mit Göthe verkehrte. Seit 1819 war er Lehrer an der Akademie in München und als Bildhauer ganz im Geiste edelster Antike thätig, bis er die Fahne christlicher Kunst erhob.

Neben und nach Schwanthaler und in seinem antikisierenden Geiste arbeitete mit hohem Geschicke auf dem Gebiete der Plastik mit vielen andern J. Leeb aus Memmingen (1790).

Im Gegensatz zu dieser antik-romanischen hat die spezifisch-christliche Bildhauerei neuen Aufschwung genommen. Als Begründer dieser Richtung müssen die Gebrüder Eberhard aus Hindelang im Algäu bezeichnet werden. Der ältere Franz (1767 bis 1836), wie ein Hirte von Bethlehem aussehend, blieb immer auf dem Standpunkte kindlicher Gläubigkeit und Frömmigkeit im Leben und in der Kunst, er schuf nur Heiligenbilder, besonders treffliche Kruzifixe. Weit größere Wirksamkeit entfaltete der schon oben genannte Konrad Eberhard (1768—1858). Nachdem er sich von der antikisierenden Skulptur, in welcher er Ausgezeichnetes geleistet, losgesagt hatte, wandte er sich ausschließlich, ja mit bitterer Reue über früheres Schaffen, fast nur christlichen Stoffen zu. Er schuf jetzt Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente, aus der Heiligengeschichte und mystisch-symbolische Bilder mit dem Stifte, dem Pinsel und dem Meißel. Zu seinen bedeutendsten Bildern gehören die Statuen an der Allerheiligenkirche in München

*) In den letzten Jahrzehnten sind in Augsburg ganz neue Straßen entstanden. Die Häuser derselben sind alle in edlem Renaissance-Stil erbaut: besonders zeichnet sich das neue Theater aus.

(Christus als Weltenrichter, Petrus und Paulus), am Blindeninstitut (St. Benno, Rupert, Ottilia und Lucia) und am restaurierten Isarthore (St. Georg und Michael). Von seinen Grabdenkmälern sind das der Prinzessin Karoline von Baiern (1825) in der Theatinerkirche, dann die originellen Grabmonumente der Bischöfe Seiler und Wittmann im Regensburger Dome hervorzuheben. Außerdem hat er eine Fülle von Büsten (Walhalla), von Madonnenbildern (z. B. in Maria Eich), von Kruzifixen, Altärchen und Handzeichnungen hinterlassen. Wie er früher in den antikisierenden Werken seinen Sinn für Schönheit der Form, für Charakteristik und Weichheit der Behandlung gezeigt, so offenbarte er jetzt einen staunenswerten Reichtum an poetischen Gedanken; er weiß über die Gestalten der Heiligen jenen Hauch der kindlichen Frömmigkeit und Naivität auszugießen, die wir an den alten Meistern bewundern. In der Formenbildung aber hat er sich an die altitalienische Schule angeschlossen. Konrad Eberhard war einer der begabtesten und verdientesten Meister der neuen Kunst. Eine Reihe von Künstlern ging aus seiner Schule hervor. Sie alle haben für Wiederbelebung der christlichen Skulptur gewirkt, dadurch, daß sie dem bisherigen weltlichen Rokokogeschmacke entsagten und ganze Kircheneinrichtungen wieder in den Formen und dem Geiste der romanischen und gothischen Kunst schufen. J. Schraudolph, geboren in Oberstdorf 1808, hat seinem Lehrer und Freunde Heß bei seinen vielen Arbeiten Hilfe geleistet und erhielt dann die Aufgabe, den restaurierten Dom von Speyer im Innern selbständig mit Freskobildern zu zieren. Er führte dort von 1846 an mit seinem Bruder und andern Künstlern im Hauptchor alle Heiligen, im Kreuzschiffe die Vorbilder des eucharistischen Opfers und Scenen aus dem Leben der Nebenpatrone des Domes, des hl. Martyrers Stephan, des Papstes Stephan und des hl. Bernardus, im Schiffe das Leben Mariä aus, originell, sinnig-fromm, formenschön und höchst glücklich in der Farbenwirkung.

Die Glasmalerei der Gebrüder Scherer aus Ettelried bei Augsburg hat vorzügliche Arbeiten geliefert, ebenso die Anstalt von L. Mittermayr in Lauingen.

Literaturgeschichte von Schwaben*).

1. Anfänge der deutschen Literatur.

Wuotan ist der Saga und des Bragis Vater. Bragi ist der Gott der Dichtkunst und der Beredsamkeit. Wuotan aber selbst ist Erfinder der Dichtkunst und der Runen und mit diesen der Runenlieder. Unsere ältesten Vorfahren kannten schon die Buchstaben und bedienten sich ihrer zu mystischen Zwecken, zum Losen, Weissagen und Zaubern. Den Runen ward magische Kraft zugetraut, weshalb ihr Gebrauch mit allen priesterlichen Weihen zusammenhing, mit Poesie und Weissagung, Opferund Zauber. Die Weissagung, wie der Zauber ward in Liedern vollbracht, welche alliteriert, d. h. mit Stäben versehen waren, diese wurden zugleich eingeritzt. Zum Heil oder zum Verderben, zum Segen oder Fluch, immer diente das eigentliche Zeichen zugleich dem dabei gesungenen Liede zum Hauptstabe wie zu Nebenstäben. Die toten Zeichen an sich galten nichts, sie wurden erst lebendig durchs Lied. Die schlummernde Zauberkraft des Zeichens mußte der Gesang wecken.

Die Dichtung war also ein heiliges, mit Weissagung und Zauber verbundenes Geschäft. In der Edda heißen daher die Tempelpriester hofgôdar = Liederschmiede. Althochdeutsch heißt kastar = Zauberspruch und kölstar = Opfer und beides kommt von kalan = singen.

Die Wirkung des Runenzaubers ist eine mannigfaltige. Unter den Runenliedern finden wir Segen gegen Verrenkung, böse Leute, bösen Blick u. s. w. Es gibt Bienen-, Feuer-, Waffen-, Reise-, Pferde-, Acker- und Hirtensegen. Alle solche Sprüche, deren es noch viele unterm Volke gibt, sind ein uraltes Gemeingut der indo-

---

*) Simrock, deutsche Mythologie. — K. Goedeke, deutsche Dichtung im Mittelalter. — W. Scherer, Geschichte der deutschen Dichtung. — A. Steichele, Archiv für die Geschichte des Bstums Augsburg. — Franz Pfeiffer, deutsche Klassiker des Mittelalters. — K. Goedeke und J. Tittmann, deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts. — Schmeller Albertus St. Ulrichs Leben. — Dr. W. Preger, Geschichte der deutschen Mystik. — Dr. Schegg, Erinnerungen an Bischof Haneberg. — Dr. G. Mezger, Dr. Gg. Mezger, Rektor, Leben und Wirken.

germanischen Völker. Gegen die Übel, wie sie von Hexen Menschen und Vieh angethan werden, sagt von Leoprechting in seinem Lechrain, wendet man die weiße oder schwarze Kunst an. Die weiße Kunst besteht in der Wissenschaft geweihter Segen und Sprüche und der geheimen Kräfte in den Kräutern und der ganzen Natur überhaupt.

Wie der Priester oder Hausvater bei der Weissagung durch Losung verfuhr, beschreibt Tacitus Germ. c. 10. Von einem fruchttragenden Baume, und die Buche galt dafür, ward ein Reis geschnitten, dieses in Stäbchen zerlegt und jedem derselben eine Rune eingeritzt. Da der ältesten Runen 16 waren, so scheint sich darnach auch die Zahl der Stäbchen zu bestimmen. Diese wurden nun aufs Geratewohl über ein weißes Tuch ausgestreut, nach einem Gebete an die Götter und mit zum Himmel gerichtetem Blick dreie derselben aufgehoben und nach den Runen, die sich in ihnen eingeritzt fanden, die Zukunft verkündet. wahrscheinlich in einem aus drei Langzeilen bestehenden Spruche, welchem die aufgehobenen Runen zu Haupt- und Nebenstäben dienten. Man sieht wie Dichtkunst und Weissagung zusammenhingen und mit vates Dichter und Weissager bezeichnet werden konnte.

Aus Tacitus wissen wir auch, daß die Germanen in den Frauen etwas Heiliges und Vorschauendes verehrten. Von solchen Frauen, die Zauber und Weissagung übten, bietet unsere Geschichte Beispiele in jenen Weibern, die dem Drusus den Übergang über die Elbe, dem Attila über den Lech wehrten.

Literatur zur Karolingerzeit.

Nach der Völkerwanderung bildeten sich neue Staaten. Die Übermacht errang das fränkische Reich. Die christliche Kirche faßte Boden in deutschen Landen. Mit der Kirche kamen Klöster und Schulen. Schulen gab es zweierlei, Kathedralschulen, wie zu Mainz, Metz und Augsburg, in denen nur Geistliche herangebildet wurden. und Klosterschulen, in denen bis Anfangs des 9. Jahrhunderts Weltgeistliche, Mönche und Laien zusammen unterrichtet wurden. In und aus diesen Schulen entwickelte sich die literarische Wirksamkeit der Geistlichen. Nun waren allerdings die Geistlichen durch Literatur und Verfassung der Kirche auf die lateinische Sprache

angewiesen, allein der Volkssprache konnten sie sich nie ganz entziehen. Im Verkehr unter sich und mit den Laien bedurften sie ihrer. Die Kirchenversammlung zu Tours schrieb den Geistlichen vor, daß sie die Predigten zum Verständnis des Volkes ins Romanische oder Deutsche sollten übersetzen können. Der Unterricht der Kinder, ganz besonders aber die Bekehrung der heidnischen Stämme machte den Gebrauch der deutschen Sprache notwendig. Wir finden schon im 8. Jahrhundert Denkmäler, die in das Studium der Sprache Einblick gewähren. Es sind das deutsch-lateinische Wörterbücher, in welchen Ausdrücke für die im täglichen Leben notwendigen Dinge gesammelt und zum Gebrauch ihrem sachlichen Inhalt nach gesondert sind. Ein solches ist das Wörterbuch des hl. Gallus. Diese Wörterbücher scheinen zunächst für Reisende bestimmt gewesen zu sein. Gelehrten Zwecken dagegen dienten die alphabetischen Wörterbücher und die Glossen. Die Salomonischen Glossen, ursprünglich ein durchweg lateinisches alphabetisches Wörterbuch zur Erklärung von Kirchenvätern und Klassikern ist wahrscheinlich von St. Galler Mönchen verfaßt worden. Dieses Wörterbuch blieb das ganze Mittelalter hindurch im Gebrauch und ward am Schluße des 15. Jahrhunderts in Augsburg gedruckt.

Übrigens zeichneten sich die St. Galler Mönche vor andern durch Pflege, die sie dem Deutschen widmeten, aus. Der in der deutschen Sprachgeschichte wichtigste unter ihnen ist der sogenannte Notker Labeo, schicklicher Notker der Deutsche genannt. Er ward gegen die Mitte des 10. Jahrhunderts geboren. Sein Lehrer war jener Ekkehard, der sich durch die lateinische Bearbeitung der Waltharisage unsterblich gemacht hat. Notkers Übersetzungen klassischer Autoren und biblischer Bücher sind unschätzbar. Als er den Hiob vollendet hatte, starb er am 29. Juni 1022 an der Pest. Vor seinem Tode ließ er die Armen, die man fand, vor seinen Augen speisen und erfreute sich an ihrer Lust. Leider fand Notkers Beispiel nicht Nachahmung. Und so ward die deutsche Sprache bei den Geistlichen nur noch im Geschäftsleben im Gebrauch. Kam es darauf an, daß der Beteiligte den Inhalt der Urkunde fassen mußte, war das Deutsche angewendet, so beim Eid. Die schwäbische Eheformel läßt auf ähnliche Formeln anderer Landschaften schließen. Der Anfang derselben heißt:

Da ein frî Swebene ewet ain Swab, der ist ain fri man; der muoz im siben hantscuohe han, mit ten git er siben wete, nach dem swabeschem rehte und sprichet zem eresten alsus: Wa ih ivv erwette den rehten munt, den gewerten munt, den gewaltigen munt, nah Swabe ê, nah Swabe rehte, so von rehte ain vrî Swabe ainer vrien Swabin sol, mir ze mineme rehte, iû zuo ivvereme rehte, mit mineme volewerde iû zuo ivvereme vollen werde.

Zum Schlusse heißt es dann:

Div wete elliu diu niemet diu frouwe unde ir voget. Nu nimet der voget, ir geboren voget, diu wete unde di frouwen unde ain swert unde ain mantel unde ain huot ouf daz swert, daz vingerlin an di helzen unde antwrtet si dem man unde sprichet: wa ih iu bevilhe mine muntadele ze ivueren triwon unde ze iueren gnaden unde bit iuch durch die triwe alsich si iu bevilhe, daz ir ir rehte voget sit, unde ir genadich voget sit, unde daz ir nit palemunt ne werdent. So enphahet undn habe sime.

Was that aber das Volk in dieser Zeit? Während das Christentum nur allmählich Wurzel faßte und sich ausbreitete, nahm der weltliche heidnische Gesang auch nur allmählich ab. Es ist eine stetig wiederkehrende Klage der Synoden, daß weltliche Gesänge so sehr im Schwange gehen. Welcher Art diese carmina vulgaria waren, ist nicht leicht bestimmbar. Bei der Fügsamkeit der Sprache und der Lebendigkeit der Fantasie ist es zweiffellos, daß auch kleine Gedichte entstanden sind. Einige Fragmente haben sich aus dieser Zeit erhalten, die in St. Gallen gefunden worden sind. Da heißt eines:

Sose snel snéllemo pégagenet ándremo,
so nuirdet slîemo frisniten sciltrîemo.

Seit der ältesten Zeit werden neben Liedern, welche die nationale Heldensage betreffen, auch solche, die nur auf geschichtliche Vorgänge gegründet sind, erwähnt. So spricht Ekkehard, daß über den hl. Ulrich, der 923—973 Bischof von Augsburg war und in lateinischen Gedichten gefeiert wurde, auch deutsche Gedichte vorhanden waren, plura quae de eo concinantur vulgo et canuntur.

Wenn wir hier St. Gallen öfter erwähnten, so sind wir dadurch unserer Aufgabe nicht untreu geworden; einmal ist es der gleiche Volksstamm, der hier wohnte und zum andern ist St. Gallen und Augsburg in wechselseitig regem Verkehr gestanden.

Die Zeit des Romanismus circa 960—1260.

Im 11. und 12. Jahrhundert finden wir vorzugsweise geistliche Dichtungen. Da ist kein Verbrechen, kein Mord, kein Raub, überhaupt keine Sünde, deren sich der sündige Mensch nicht glaubte zeihen zu müssen. Da ist keiner, der nicht zu klagen hätte, daß er der sündigste wäre. Alle malen die Qualen der Hölle mit derselben Unersättlichkeit, wie die Wonne des Himmels.

Weigand hat 1848 in Friedberg arg verstümmelte Blätter eines Gedichtes des 11. oder 12. Jahrhunderts entdeckt, das er für eine Evangelienharmonie hält. Aus dem Fragment zu schließen, war es eine Behandlung des Sündenfalls und der Erlösung.

Konrad von Heimesfurt ist vermutlich in dem öttingischen Dorfe Heinsfurt geboren. Er war ein Geistlicher und hat um 1220 gedichtet. Sein Gedicht, das er selbst von unser vrouwen hinvart nennt, spricht in der Einleitung die Hoffnung aus, daß Gott den Willen ansehen und daß des Dichters Andenken vielleicht über den Tod hinans dauern möge.

Die schönste Nachwirkung von Willirams Arbeit*) ist das Hohenburger Hohenlied, welches die Äbtissin Richlint um 1140 aus dem Kloster Bergen bei Neuburg an der Donau auf den Ottilienberg im Elsaß brachte. Es ist von der Verfasserin für ein Nonnenkloster geschrieben. Sie bezeichnet das Hohelied als eine Lehre der minniglichen Erkenntnis Gottes. In ihrer Deutung gehen drei Auffassungen in einander: bald die gewöhnliche: Gott und die Kirche; bald die vorzugsweise mystische: Gott und die Seele; bald Gott, speciell der hl. Geist und die Jungfrau Maria.

Das herrliche Buch nimmt eine bemerkenswerte Stelle ein in der Geschichte der Mystik. Eine eigentümliche Gewalt gibt dem Buche die glühende empfindungsvolle Sprache, die Tiefe des Gefühls, welche dasselbe durchdringt. Die Verfasserin will nichts wissen von den Seelenzuständen, denen so leicht die geistlichen Leute verfallen, die auf alle Weltwonne verzichten, diese Furcht und dieses Mißtrauen, Traurigkeit und grimmiges Gemüte hält sie für Versuchung des Teufels. Die Kinder des hl. Geistes sind froh und heiter

*) S. 1. Abteilung S. 24.

zu allen Zeiten und sprechen immer und immer von dem Lohne der ewigen Süße.

Die dichterische Kraft in der Poesie zeigt sich besonders in der Legende. Während die Evangelienharmonie die Thaten des Heilandes für die Menschen erzählen, schildern die Legenden das Leben und Leiden der Heiligen Sie schildern die Fundamente, auf denen ihr christlicher Glaube, ihr Todesmut im Kampfe für diesen Glauben und gegen dessen Feinde beruhte. Da war keine Marter, die nicht um des Glaubens willen gelitten und mit Christi Hilfe überwunden war. Darin stimmen alle Legenden überein, daß sie an die Überlieferung glauben.

Das Leben des hl. Ulrich ist, wie oben schon erwähnt, mehrfach lateinisch geschrieben worden, im 11. Jahrhundert von einem Berno. Diese Arbeit brachte ein Dichter Albertus im 12. Jahrhundert in deutsche Reime. Die Legende weicht ab von den übrigen durch den historischen Stoff und hat eben dadurch ein gewisses Interesse. Sie ist von Schmeller neu herausgegeben worden.

Unter den Dichtern des Mittelalters nimmt Hartmann von Ouwe unstreitig einen der ersten Plätze ein. Daß er in Schwaben daheim war, verraten die Eigentümlichkeiten seiner Sprache, überdies bezeugts Heinrich von Türlin in seiner „Krone“, wo derselbe von Hartmanns Erec sagt: den von der Swâbe lande uns brachte ein tichtaere. Seiner Erziehung und seiner Bildung nach überragte Hartmann die meisten seiner Standesgenossen. Er konnte lesen und schreiben, was die meisten seiner Standesgenossen nicht konnten. Auch des Französischen war er mächtig. Im „armen Heinrich“ spricht er deshalb von sich: ein ritter, der gelêret was. In allen seinen Werken, vor allen aber in denen erzählenden Inhalts, hat Hartmann eine selten übertroffene Meisterschaft rücksichtlich des Stils bewährt, erreicht hat ihn keiner und wohl keiner hat die Erzählung so durchdacht, wie er. Gottfried von Straßburg spricht in seinem Tristan von ihm folgendermaßen:

Hartmann der Ouwaere,
ahi wie der diu maere
beide ûzen unde innen
mit Worten und mit sinnen
durchverwet unt durchzieret!

wie er mit rede figieret
der aventiure meine!
wie lûter unt wie reine
sin kristalliniu wörtelin
beidiu sint unt iemer müezen sin!

Um 1200 dichtete Hartmann seinen Gregor auf dem Stein.

Die Artussagen entstanden in Wales, gingen in die Bretagne über, nahmen ihren Zug durch Nordfrankreich, wo sie im 12. Jahrhundert ausgebildet wurden, nach Deutschland, wo sie die Poesie der Geistlichen und die Volksdichtung zurückdrängten. Durch Heinrich von Veldecke kam die Lust in Deutschland auf, aus französischen Quellen für höfische Gedichte zu schöpfen und die Hörer, die sich bisher an Siegfried und Etzel, Hagen und Dietrich, Kriemhild und Brunhild begnügten, wurden nun mit Iwein und Laudine, Artus und Ghinover bekannt. Mit den fremden Gästen kamen die fremden Sitten und die Sucht nach Abenteuern. Auf das Leben des Adels hatte die Bekanntschaft mit der französischen Sitte den größten Einfluß, wie leider auf die „gebildeten" Deutschen zu allen Zeiten alles Fremdländische seine üblen Wirkungen geübt hat.

Hartmann von der Aue nahm Anteil an dem Kreuzuge 1197 und scheint zwischen 1210 und 1220 gestorben zu sein. Er dichtet außer der Legende vom Gregor noch den armen Heinrich und die Büchlein, den Erec und Iwein. Letzterer gilt für das „sauberste und regelmäßigste" unter den Gedichten der mittelhochdeutschen Periode.

Ulrich von Türkheim, der in Augsburger Urkunden von 1236, 1244 und 1246 nachgewiesen ist, dichtete gegen 1250 eine Fortsetzung des Willehalm von Wolfram von Eschenbach.

Konrad Fleck, ein schwäbischer Dichter gehörte dem Ritterstande an und verfaßte um 1230 nach französischer Quelle das Gedicht Flore und Blanscheflur. Es sind das die Eltern Berthas, der Mutter Karl des Großen.

Die Dichter des Mittelalters verbanden mit den Ausdrücken spel, bîspel den Begriff, den wir mit dem Worte Fabel verbinden. Es sind kleine Erzählungen, die ihre Lehre in sich selbst offenbaren oder sich eine lehrreiche Deutung leicht abgewinnen lassen. Mit Vorliebe ward der Stoff aus der Tierwelt hergenommen. Die

frischesten Fabeln sind durchweg die, welche auf der eigentlichen Tiersage ruhen.

Der Marner soll ein Edler aus Schwaben sein. Er lebte Mitte des 13. Jahrhunderts. Seine Fabeln haben politische Tendenz. Er schildert offenbar im Hinblick auf seine Zeit, wie die Frösche einen König begehren und als ihnen der zugeworfene Block nicht genügt, den Storch bekommen. Der Marner lebte zur Zeit des Interregnums.

Eine höchst wichtige Erscheinung der farbenreichen Zeit des Mittelalters ist die Mystik. Sie erstrebt ein unmittelbares Erleben und Schauen des Göttlichen. Solches Streben ergreift das Seelenleben aufs mächtigste, der Geist sieht sich vor neue Fragen gestellt, vielfache Ahnungen und Erkenntnisse der Wahrheit, vor allem aber eine tief innere Frömmigkeit sind die Früchte dieses edlen Strebens.

Deutschland ist der eigentliche Boden der Mystik. Sehen wir, welchen Anteil unser Schwaben hat. Wie es gegen Mitte des 13. Jahrhunderts in Baiern und dem angrenzenden Schwaben damit stand, sagt uns der Franziskaner David von Augsburg, der Lehrer des großen Predigers Berthold von Regensburg.*) Um 1240 verfaßte nämlich David Vorschriften geistlichen Lebens für Novizen, darin heißt es, daß jenes mystischen Verkehrs mit Gott und seiner Süßigkeit jetzt kaum mehr gedacht werde, daß man auch nicht wirksam danach begehre oder ihn erstrebe, auch nicht von Seite solcher, welche sich auf einer hohen Stufe des geistlichen Lebens dünken, ja daß man ihn vielmehr verachte, verspotte, verfolge und verketzere. Mit diesem Tadel aber will er diejenigen nicht loben, welche betrügerischer Weise die Eingebungen ihres Geistes mit denen des Geistes Gottes verwechseln. Daraus ergibt sich, daß ekstatische Zustände mit Visionen und Offenbarungen in Baiern und Schwaben in jenen Zeiten wohl vorkamen, daß sie aber nicht häufig waren und daß man ihnen als einer neuen Erscheinung von Seite des Klerus mit Mißtrauen begegnete.

Unter den Lehrern nennen wir vor allen andern Albertus Magnus. Er ist 1193 zu Lauingen aus dem adeligen Geschlechte der Ballenstädt geboren, trat zu Padua, wo er studierte, 1223 in

*) S. 1. Abteilung S. 38.

den Dominikanerorden. Bald lehrte er als Lektor in verschiedenen deutschen Klöstern, bis er an die Schule des Ordens zu Köln kam. 1254 ward er Provinzialprior und 1260 Bischof von Regensburg. Nach zwei Jahren legte er dieses Amt nieder und ging nach Köln zurück, wo er 1280 starb. Er hat vornämlich die Höhezeit der Scholastik heraufgeführt. Nicht minder war seine Mystik für die folgenden Mystiker maßgebend. Albrechts Bedeutung für die deutsche Mystik liegt darin, daß er seinen zahlreichen Schülern die Resultate der kirchlichen Mystik vermittelte. Seine Ansichten sind dargelegt in der kleinen Schrift de adhaerendo Deo.

David von Augsburg und Berthold von Regensburg haben das große Verdienst, die deutsche Sprache zur Trägerin jener Richtung gemacht zu haben. Davids Abhandlungen gehören zu den schönsten Zierden unserer alten Prosa. Seine Weise zu reden läßt die Innigkeit und Herzlichkeit durchfühlen, mit der er für ein Leben zu gewinnen sucht, dem er selbst ganz ergeben ist. „Die Seele ist nach Gott geformt und gebildet, darum mag sie auf keinem andern Dinge ruhen, denn auf ihrer eigentlichen Form, darauf sie geprägt ist, als ein Insiegel auf seinen Stempel.“ In Augsburg ist David gestorben und begraben. Sein Tod wird auf den 15. November 1272 gesetzt.

Wie grundverschieden von dem innigen Seelenverkehr frommer Menschen mit Gott ist das Leben und Treiben der fahrenden Schüler*) in dieser Zeit. Diese Vagi oder nach ihrem Schutzpatron Golias Goliarden zogen von Frankreichs Schulen nach England und Deutschland. In letzterem fanden sie zahlreiche Nachahmer und Anhänger und nicht lange dauerte es, da wimmelten am Rhein, an der Donau und im südlichen Deutschland Schwärme von fahrenden Schülern. Ein toller Übermut trieb sie zu tollen Streichen aller Art. Nur die lateinische Sprache und die höhere Bildung des Geistes unterschied sie von dem zahllosen wandernden Gesindel, insbesondere der Gaukler. Ihr Sinn stand nur nach leichtem Genuß; Auskosten jeder Lust war ihre Gewohnheit. Die Lieder der Vagi finden wir zum Teil verzeichnet in dem Codex buranus. Wer sie

*) Adolf Pernwerth von Bärnstein, Carmina burana selecta, Würzburg 1879.

gedichtet hat, das wissen wir nicht, einer lernte sie vom andern. Nur einer der Fahrenden ist etwas bekannt geworden. Es ist dies der sogenannte Archipoëta. Er soll einem ritterlichen Geschlechte Schwabens entstammt, zu Paris studiert und dann als fahrender Schüler herumgewandert sein. Später fand er Aufnahme am Hofe des Erzbischofs von Köln, machte mit demselben den Römerzug Friedrich I. mit, hielt sich eine Zeit lang in Pavia auf, suchte sich in der Gunst seines Herrn zu befestigen durch seine zwischen 1162—1164 daselbst entstandene confessio Archipoëtae. Dies und das Lied de vagorum ordine sind von hohem geschichtlichen Interesse und hochpoetischem Werte. „Ein schweifender Kleriker", erzählt Cäsarius von Heisterbach in seinem II. Dialogus, „mit Namen Nikolaus, welchen sie den Erzpoeten (Archipoeta) zu nennen pflegen, erkrankte bei Bonn heftig am Fieber und da er zu sterben fürchtete, erlangte er von unserem Abte, daß er in den Orden aufgenommen wurde. Mit vieler Reue, so schien es uns, zog er das Kleid an; kaum genesen, zog er es um so rascher wieder aus und entfloh, nachdem er das Gewand mit Spott von sich geworfen."*)

Dieser Archipoet ist der Typus der fahrenden Leute. Endlich ward den kirchlichen Obern das Treiben unerträglich. Durch Beschlüsse von Kirchenversammlungen machte man demselben ein Ende.

Die Zeit der Gothik von c. 1260—1530.

Ein Jahrhundert nach David von Augsburg lebte Heinrich Suso. Kurz vor seinem Tode kam er nach Ulm. Er starb den 25. Januar 1366. Die innigste Hingabe und Empfindung ist Susos Natur. Das Ideal der Weiblichkeit ist wohl von niemand höher erfaßt und reiner geehrt worden als von ihm. Frauen von der weltlichen Minne für die göttliche Minne zu gewinnen, ihre Seele der höchsten Wonne, der Vermählung mit dem himmlischen Bräutigam auf dem Wege der Weltentsagung und Selbstverleugnung zuzuführen, das hielt er für eine der wichtigsten Aufgaben seines Berufes. Die Zahl derer, denen Suso ein Führer und geistlicher Vater geworden ist, war groß. Über das ganze südliche Deutsch-

*) Dr. Alex. Kaufmann, Cäsarius von Heisterbach, ein Beitrag zur Kulturgeschichte des 12. und 13. Jahrhunderts, 1862.

land hin und namentlich unter dem Adel zählte er seine begeisterten Jüngerinnen. Seine Briefe, die uns eine derselben, Elisabeth Stagel, gesammelt hat, zeugen von seiner seelsorgerlichen Weisheit. Es sind Pastoralbriefe, wie sie besser das Mittelalter nicht hervorgebracht hat.*)

Neben der asketischen Prosa, wie wir sie bei David von Augsburg und Heinrich Suso finden, müssen wir auch der geschichtlichen Prosa, die in zahlreichen Chroniken des 14. und 15. Jahrhunderts zu Tage liegen, Erwähnung thun. Ihr Verdienst ist es in einfacher, anspruchloser Darstellung die Thatsachen zu erzählen, in einem Stil, welcher sich den Thatsachen genau anbequemt, es ist die epische Unmittelbarkeit, die uns angenehm berührt. Einen solchen Chronisten finden wir in Augsburg an Fr. Johannes Frank. Seine Annalen gehen von 1430—1462. Frank war ein kunstfertiger Mönch im Kloster St. Ulrich, welcher Chor- und andere Bücher für das Kloster schön mit Malereien schmückte. (S. Seite 51). Als Probe und zugleich als Beitrag zur Sittengeschichte möge hier ein Abschnitt aus seinen Annalen stehen:

> Da man zalt 1454 jar an der naechsten mittwochen nach des hailigen kreutz erhöhung, der da was an ainem sampstag, da kam der erwirdig vnd gaistlich hailliger vater Johannes Capistranus gen Augsburg in dye erwirdigen stat vmb zwelffe ze mittem tag, vnd wurd im entgegen gegangen mit grosser process vnd besunderlichen dye von seinem orden, vnd ward des ersten eingefürt in das erwirdig gotzhaus vnd munster. . . . Darnach furt man in durch die stat zu dem closter seins ordens, da er herberg wolt haben. Und es waren im allweg zwen des ratts mit vil knechten zugeschickt, wa er hin gieng, dye im weg machten, das in das volck nit ze ser übertrung. . . . Also macht man im ain grossen stul auf wol gezieret vnd vmbhenckt mit seydin vnd guldin tücher, vnd ain altar auf den stul auch wol besetzt vnd geziert mit kosperlichem vnd wirdigem hailtum, vnd der stul stand auf dem fronhoff vor des bischoffs haus auf der pfaltz. Darauf kam er all tag fru da er da was des morgens vm sechse vnd hielt mess auf dem stul vor yederman, vnd darnach tätt er ain schöne predig in latein, dye weret auf zwu stund oder anderthalb, vnd darnach dye andern predig nach der

---

*) Dr. Wilh. Preger, die Briefe Heinrich Susos, Leipzig 1867.

ersten tätt sein ausleger in deütsch dem volk, wye sy der vater hätt prediget in latein . . . . vnd allweg nach mittag vmb drew oder fieren ze vesper zeitt, so kam dan der hailig man auf den hoff gegangen, da fand er drew oder fier hundert menschen sitzen, dye all beschwert waren mit grossen prechen vnd krankhait, da gieng er von ainem zu dem andern, vnd wer ain guten starcken glauben hätt vnd dye gnad gotz, den macht er gesund, es wär welcherley prechen es wär, plind gesechend, vnd lam gerecht, vnd stummen reden, vnd ungehörend hörend, vnd bettrissen auf sten vnd gen, vnd on zal vil grosser zaichen, dye mer dan tausend oder fier tausend menschen sachen dye zaichen, dye all wol zeügen send. . . . Item vnd an dem freitag da er hätt geprediget ze mittag, da batt er dye von Augsburg, das sy im geben alln kartenspil vnd spilpreter vnd schlitten, dye gemachet wären darauf man ze vasnacht fur, vnd anderlay spilzeüg im zu ainer schanckung. Da wurd im des selben tags nach mittag in aim halben tag pracht man kartenspil wol ain wagen vol, vnd bey XIII hundert spilbreter, vnd sechzig oder sibenzig schlitten, on das das im ander tag wurd, vnd on zal vil wirffel. Vnd am suntag nach seiner letzsten predig furt man das alles auf den fronhof auf ainen hauffen wol drey oder vier wegen fol, vnd verprant alles das auf ainem hauffen. Vnd am moentag fru hätt er mess auf dem stul, vnd allsbald nach der mess da gesegnet er das volck vnd raitt hin, vnd da was ain grosses wainen vnd trauern von vil andächtigen menschen vmb sein dannen scheiden.*)

Literatur zur Zeit der Renaissance 1530—1650.

Es ist eine neue, eine Kampfzeit dieses 16. und 17. Jahrhundert und der Kampf endet damit, daß die wenigen Reste des Alten völlig zertreten und das alte poetische Nationalbewußtsein gänzlich ausgelöscht wird. Wir sehen die alte Volkspoesie zu Grunde gehen und die Kunstpoesie vermodern, dagegen bemerken wir ein schnelles und kräftiges Anwachsen, ja ein volles Blühen der schon im vorigen Zeitraum emporgekeimten neuen Volkspoesie. Die dichterische Behandlung der Volkslieder ist vorwiegend epischer Natur. Das Volkslied ist nicht Frucht des Gedankens, der Stille des Hauses, nicht Erzeugnis geschulter Fertigkeit, sondern der Aus-

*) Anton Steichele, Archiv für die Geschichte des Bistums Augsburg II. Bd. S. 88.

druck der Anregung durch das Leben selbst, in und mit welchem der Dichter geht und getrieben wird. Unter den verschiedenen Arten der Volkslieder erwähnen wir die historischen Lieder. Von einem derselben erzählt Frundsbergs Biograph und Sekretär Adam Reißner, wie sehr sein Herr sich über die Undankbarkeit der Fürsten zu beklagen hatte. „Deshalb er nach der Pafier Schlacht dies Liedlein gemacht, und jm offt vor Tisch mit vier Stimmen oder mit Instrumenten singen lassen, sonderlich wenn er mit Hauptleuten oder andern Gesten frölich war.“ Es lautet:

Mein fleiß und mü
ich nie
hab gespart
und allzeit gewart
dem herren mein,
zum besten sein
mich geschickt darein,
gnad, gunst verhofft;
doch gunst zu hof verkert sich oft.
Wer sich zukauft,
der lauft
weit vor
und kümt empor;
doch wer lang zeit
nach eren streit,
muß dannen weit.
das tut mir ant,
mein treuer Dienst bleibt unerkannt.
Wenig dank noch lon
darvon
ich bring,
man wiegt mich ring
und ist mein zwar
vergeßen gar.
Groß not und gfar
ich bstanden hab.
was freud sol ich haben darab?

Georg v. Frundsberg ward 1473 zu Mindelheim geboren, in seinem 17. Jahre begann er die Kriegerlaufbahn unter Max I. im Zug gegen Albrecht IV. von Baiern. Er war seinem Kaiser unverbrüchlich treu. Die Landsknechte, die gefürchtetste Fußtruppe

Europas, waren so recht seine Schöpfung. Darum hieß er auch der Vater der Landsknechte. Seinen Ruhm verkünden viele Landsknechtslieder, darunter eins „die Pavier Schlacht".*) Er hat viele Schlachten mitgemacht. Am 20. August 1528 starb er in seinem geliebten Mindelheim, 55 Jahre alt, fromm und gottergeben.

Aber auch die neue Volksliteratur muß weichen und wird fast erdrückt von der Gelehrsamkeit, es kommt die gelehrte Poesie. Nur ein einziger reiner deutscher Klang ist stärker als das verwirrte Getöse der mancherlei Sprachen, und dringt rein, klar und scharf durch den irren Lärm der fremden Töne hindurch: das evangelische Kirchenlied.

Reißner Adam, geb. 1471, war der Schüler des berühmten Dr. J. Reuchlin, von dem er besonders die hebräische und griechische Sprache erlernte. Er war Erzieher der Kinder des eben genannten berühmten Kriegers Georg von Frundsberg und dessen Geheimschreiber. Über die Ereignisse der Jahre 1526—30 hinterließ er wichtige Denkwürdigkeiten in der „Historie der Herren Grafen Georg und Kaspar von Frundsberg". Er starb zu Frankfurt a/M. in hohem Alter 1563. Sein Lied: „In dich hab ich gehoffet Herr" sang Spener fast täglich mit entblößtem Haupte.

Speratus, Dr. Paul, stammt aus dem schwäbischen Geschlechte der von Spretten, ward 1484 geboren, hielt sich lange in Paris auf, besuchte italienische Akademien, lehrte zu Augsburg, Würzburg, Salzburg und Wien Theologie und ward in letzter Stadt, weil er in der St. Stephanskirche öffentlich die evangelische Lehre vortrug, in das Gefängnis geworfen. Im Jahre 1522 predigte er zu Iglaw in Mähren und zu Ofen, und ward wegen seiner Verhandlung mit Luther für die Universität Prag von Bischof zu Olmütz in das Gefängnis geworfen und zum Feuertode verurteilt, doch auf Fürsprache nur des Landes verwiesen. Er kam nach Wittenberg und ward von Luther an den Herzog Albrecht in Preußen empfohlen, welcher ihn zu seinem Hofprediger und dann zum Bischof zu Liebmühl in Pommern ernannte. Er starb 1554. Von ihm sind mehrere Kirchenlieder, z. B.: „Es ist das

*) Liederbuch aus dem 16. Jahrhundert von K. Goedeke und Tittmann. S. 283.

Heil uns kommen her". Anschließend an diese beiden nennen wir gleich die Kirchenliederdichter späterer Zeit.

Werner Dr. Gg., geboren 1607 zu Bopfingen in Schwaben, war Assessor des Wolfenbüttelschen Hofgerichts, Doktor und Professor der Rechte zu Helmstädt, wo er 26 Jahre lang mit vielem Beifall lehrte. Er starb 1671, und hat „hundert Psalmen Davids" u. a. herausgegeben. Das Lied: „Ihr Christen auserkoren rc." ist von ihm.

Herrnschmidt Dr. Joh. Dan., ein frommer, gelehrter und geistvoller Mann, ist ebenfalls in Bopfingen in Schwaben 1675 geboren. Er besuchte die lateinische Schule in Nördlingen und 1696 die Universität Altdorf, erhielt hier die Magisterwürde, wurde 1702 Pfarrer in seiner Vaterstadt. Hier hatte er 1703 u. 1704 im spanischen Erbfolgekrieg, besonders nach der Schlacht bei Höchstädt, viel auszustehen. 1723 starb er. Seine Lieder gehören zu den besten unter denen der pietistischen Zeit.

Sturm Dr. Chr., geboren zu Augsburg 1740, besuchte daselbst das Gymnasium, studierte in Jena Theologie, ward Prediger in Halle, Magdeburg und starb als Hauptpastor zu Hamburg 1786. Seine Morgen- und Abendgebete sind nebst Schmolke, Stark und Habermann die am weitest verbreiteten. Lieder sind von ihm: „Du, Herr, bist meine Zuversicht rc." „Ich weiß an wen mein Glaub sich hält" rc.

Die Kunstpoesie war mit dem Ritterstande zugleich in Verfall geraten und geriet in unserer Zeit aus den Händen der Herren in die der Meister; aus dem Minnegesang ward der Meistergesang. Die Anfänge der Meisterschulen liegen in den Vereinen zur Übung der Dichtkunst und des Gesanges, welche zur Zeit des Verfalles der höfischen Poesie unter den Bürgern der Städte entstanden und bald als geschlossene Genossenschaften auftraten am Rhein, in Oberdeutschland, in Augsburg, Nürnberg, Regensburg, Ulm und Memmingen. „Die Sitte des Gesangs blieb im Lande, wo sie zuerst entsprungen, und da schlug sie ihren Sitz auf, wo die Bürgerschaft am freiesten, kräftigsten wohnte, also in den südlichen Reichsstädten" (Jak. Grimm). Leider haben sich die Meistersänger durch die sogenannte Tabulatur, den Inbegriff der

Regeln und Vorschriften für die kunstgemäße Übung des Dichtens und Singens, alle Freiheit der Bewegung geraubt. In Bezug auf den Inhalt faßte man sich kürzer. Die „falschen Meinungen" d. h. „alle falschen, abergläubischen, schwärmerischen, unchristlichen und ungegründeten Lehren, Historien, Exempel, schändlichen und unzüchtigen Wörter, die der reinen seligmachenden Lehre Jesu Christi, gutem Leben, Sitten, Wandel und Ehrbarkeit zuwiderlaufen," waren verboten. Die Meistersängerdichtung folgt der Gesamtrichtung des Jahrhunderts im Kampfe für die neue Lehre und Glaubensfreiheit. Das gibt ihr Wert und Bedeutung.

Jörg Breining hat ein Gedicht auf den hl. Ulrich, ebenso ein Meisterlied über den hl. Alexius hinterlassen. Ebenso ist von ihm ein Spruchgedicht: »der acht spruch von d'fisch gruob der sagt von der baitsamkeit«. Eine Sammlung von 19 gedruckten Folioblättern Spruchgedichte dieses Jörg Breining befindet sich in München, wo auch eine andere Sammlung aufbewahrt wird: »hie nach folgent fünff gar nützliche fruchtbare lieder In dem thon Maria zart ... gar meisterlich gesetzet durch Jörgen preining zuo Augsburg 1503.«

Den hibschen spruch von sant Jörgen dem haylichen ritter schrieb Simprecht Kröll, Weber und Bürger zu Augsburg 1516.

Sebastian Wild unterzeichnete sich in der aus Augsburg vom 1. Januar 1566 datierten Widmung seines Buches als einen Mitbürger daselbst. Er gehörte nicht dem Gelehrtenstande an; er sagt ausdrücklich: „er habe sich guter teutscher Wort und Meinung geflissen, soviel ihm Gott als einem schlichten Laien, Gnad und Verstand verliehen". Die Mehrzahl seiner Schauspiele sind Bearbeitungen biblischer Stoffe nach den Evangelien und der Apostelgeschichte, auch aus dem alten Testamente entnahm er Erzählungen, so die Geschichte vom goldenen Kalbe. Von weltlichen Spielen erwähnen wir nur: „Kaiser Titus", „Octavianus", „die schöne Magellone". Auch Meistersängerlieder sind von ihm vorhanden.

Die ganze Art und Weise der Behandlung verrät den Geist der Schule. Vorherrschend ist die Richtung auf das Lehrhafte. So ist in dem Schauspiel: „Der Doctor mit dem Esel" die Moral die, daß keine Regierung es den Unterthanen zu Dank mache, daß

an Uebereinstimmung in politischen Dingen in der Welt nicht zu denken sei.

Wie rasch sich in der an wilden Flugschriften so fruchtbaren Zeit, welche dem großen Bauernkrieg vorausging, die Hitze der Gemüter steigerte, sieht man bei Eberlin von Günzburg*), der in seinem „Ersten Bundesgenossen" 1520 noch ungefähr auf dem Standpunkt Luthers steht, so daß er z. B. die gewünschte Reform leicht findet, wenn der Kaiser nur Männer wie Luther und Hutten zu seinen Ratgebern machen wollte.

Dagegen fordert er schon 1521 im „Eilften Bundesgenossen" eine radikale Umgestaltung des Reiches, eine Amtshierarchie, die sich vom Schultheißen über Vögte, Grafen, Fürsten bis zum Könige aufbaut, keiner erblich, alle besoldet, aber durch Beiräte beschränkt, in denen gleichviel Edelleute und Bauern sitzen. Dann soll der Adel sich vom Ackerbau nähren, Handel und Gewerbe auf das notwendigste beschränkt, Wein- und Tucheinfuhr schlechthin verboten, alle Lebensmittel taxiert, Fischerei, Jagd und Wälder Gemeingut sein. Hierzu die strengste Luxuspolizei, so daß z. B. öffentliche Zutrinker ertränkt werden, schwere Bestrafung des Müßiggangs, Einheit des Münz- und Maßwesens, genaue Verhältnismäßigkeit der Steuern mit Freilassung solcher, die unter 100 Gulden besitzen. Wie die Ärzte unentgeltlich kurieren, aber aus dem gemeinen Seckel besoldet werden sollen, so auch die Schulmeister lehren. Allgemeiner Schulzwang vom 3. bis 8. Jahre, (?) wobei übrigens alle Kinder nicht blos Religion, sondern auch Lateinisch, etwas Griechisch und Hebräisch, dann Saitenspiel, Messen, Rechnen, Sternkunde, sowie etwas Kräuter- und Arzneikunde lernen. Abschaffung nicht blos aller „alten kaiserlichen und Pfaffenrechte", sondern auch der Zehnten, und volle Testamentsfreiheit jedes Menschen, „der eine zeitliche Nahrung hat".

Sebastian Frank**), geb. zu Donauwörth 1500, lebte unstet in Ulm, Straßburg, Nürnberg, Basel ꝛc. und starb wahrscheinlich 1545. Unter seinen Schriften ragen hervor: Chronika, Zeitbuch und Geschichtsbibel 1531, Weltbuch 1534, Paradoxa 1535, Deutsche Chronik 1538, Sprichwörter 1541.

Der Form nach ist er unstreitig einer der besten deutschen Prosaiker des 16. Jahrhunderts. Er ist tief religiös, wie er z. B. in der Vorrede seines Weltbuches gegen den Unglauben eifert, daß

*) Geschichte der National-Oekonomik in Deutschland von W. Roscher, S. 84.

**) W. Roscher, Geschichte der National-Oekonomik in Deutschland, S. 91. Vilmar, Geschichte der deutschen National-Literatur, S. 394. Hamberger, Stimmen der Mystik und Theosophie, S. 175.

ja Sonnenschein, Vögel, Fische ꝛc., wenn man sie mit Worten beschreibt, lauter Wunder seien, unwahrscheinlich für den, welcher sie nur aus der Beschreibung kennte. Das Aufkommen so vieler Sekten seiner Zeit, „die eitel Christen sein wollen, deren in vielen Stücken keiner mit dem andern übereinkommt", findet Frank so traurig, daß sich einer des Jammers und menschlicher Blindheit, Unwissenheit und Thorheit billig erbarmen sollte".

Prinzipiell ist Frank durchaus für Gütergemeinschaft. „Der gemeine Gott hat von Anfang seiner Art nach alle Dinge gemein, rein und frei gemacht. Im Himmel ist nichts Eigenes, darum Genüge, wahre Ruhe, Friede, Seligkeit. In der Hölle will Jedermann Eigenes. Darum hat der hl. Geist das Privateigentum nur aus Not zugelassen, von wegen der Bosheit der Heiden; obschon Frank zugibt, daß die urapostolische Gütergemeinschaft „kein streng Gebot" gewesen. Doch ist alles, was wir über unsere Notdurft besitzen, ungerechter Mammon, und wir verpflichtet, davon die Armen zu versorgen, deren Vögte und Spitalpfleger wir machen sollen. Seine Gütergemeinschaft ist nichts weniger als ein Theorem des Neides. Er hält die Reichen nicht für glücklicher als die Armen. „Was ist es, daß der Fürst baß liegt, denn der Bauer, wenn er nur so wohl schläft? Was ists, daß der Reiche Fasanen und Kapaunen hat vor ihm stehen, so dem Armen sein Brei so wohl schmeckt?"

Mit patriotischem Stolz redet er von Deutschland. Er nennt es an allen Gottesgaben reich. „Langwieriges Getreide, guter gesunder Wein, Luft, Volk fruchtbar, all Künst aufs höchst. Ein langmütig, leutselig und gegen andere Nationen gehalten, ein gottselig Volk. Da findet man die weitreisendsten, reichsten Kaufleute, so künstliche Arbeit in Malen, Sticken, Graben, Schnitzen, Bauen, Gießen, Schreiben und allerlei Kunst, daß sich auch der Türk verwundern muß." Besonders stolz ist Frank auf die kriegerische Stärke seines Volks, das „im Krieg unüberwindlich und sieghaft, allen Völkern ein Schrecken" ist, so daß Fremde wohl die Deutschen „für Teufel oder stählern halten und die Schlacht für halbgewonnen ansehen, wo in der Ordnung die Mehrheit Deutsche streiten." — Dabei tadelt er aber die „äffische Art" der Deutschen, „daß sie alle Ding ehe acht haben, denn ihres eigenen Dings, erspähen fürwitzig all Ding und sich selbst wissen sie nicht, immer zu wähnen, des andern Kuh habe ein größeres Euter und besser Traidstand auf des Nachbarn Acker."

Sebastian Frank ist ein Muster des philosophischen Stils, voll Milde, Weichheit und Gefügigkeit. Nicht minder verdient er Lob als Sammler von Sprichwörtern, die er mit feinem Sinne auszulegen verstand. In seinen Schriften zeigt er sich der alten, nun ab-

sterbenden mystischen Schule zugehörig. Er war ein geistvoller, tiefsinniger Schriftsteller.

Bevor wir aus dem 16. Jahrhundert hinaustreten, ist es nötig, erst noch einen Blick zu werfen auf Schwabens Hauptstadt, Augsburg. Von der heitern Pracht der Renaissance, die damals in den vornehmen Häusern herrschte, gibt ein Brief des Beatus Rhenanus Zeugnis, der uns den Glanzpunkt aller, das Haus der Fugger, beschreibt „Welche Pracht zeigt doch Anton Fuggers Haus auf dem Weinmarkt! Auf kühn geschwungenen Gewölben, von Marmorsäulen mit reichen vergoldeten Kapitälen getragen, dehnen sich Reihen der schönsten Gemächer hin, von denen immer eines das andere an Zierlichkeit und gediegenem Glanz der Ausstattung übertrifft. Auf den lichten Gängen, längs den breiten marmornen Stufen und an der Decke des Stiegenhauses strahlen uns die erlesensten Werke der Wandmalerei entgegen, welche auch die ganze Außenseite des Hauses bedecken. Vergoldetes Gebälke durchzieht alle Wohngemächer, das Schlafzimmer mit dem vergoldeten Sternenhimmel weist sich als ein Muster von Zierlichkeit, in dem besonders das herrliche Bett das allerschönste ist. Die reiche Kapelle des hl. Sebastian zeichnet sich besonders durch äußerst kunstvoll eingelegte Stühle von kostbarem Holze aus. Die zierlichsten welschen Marmorkamine, meist wahre Kunstwerke der Bildhauerarbeit, sahen wir in allen Zimmern, deren ungestörter Durchblick durch die Richtung der Thüren die schönste Perspektive bot. Unsere Bewunderung erregten die vortrefflichen aus Italien gekommenen Gemälde, die in den kostbarsten goldenen Rahmen alle Wände schmückten. In Raimund Fuggers Haus in der Kleesattlergasse entsprechen kühle, mit Marmor ausgelegte Badstuben auf die angenehmste Weise dem Bedürfnis wie dem Vergnügen. Im obern Stockwerke waren hier so viele unschätzbare, eherne und marmorne Reste des Altertums vereint, daß kaum in Italien deren mehrere im Besitze eines Mannes mochten gefunden werden. Der ganze Olymp umgab uns hier. Eine überaus reiche Sammlung der seltensten Münzen gehörte zu den Schätzen des Hauses, welches rings die angenehmste Aussicht in Ziergärten genoß, in denen sich künstliche Labyrinthe befinden und deren Sammetrasen das Auge erfrischt. Da blicken aus dem Grün der Obstbäume und des Lorbeers zierliche Lusthäuschen hervor, eherne Tritonen werfen krystallene Wassersäulen viele Ellen hoch in die Luft, welche von dem Dufte der Hyacinthen, Rosen und Narzissen erfüllt ist. Kurz allerorten sah man gediegene Pracht, welche den reichen, geschmackvollen Bürger, nirgends widrige Üppigkeit und Ueberladung, die den rohen Emporkömmling bezeichnet."

Nicht minder waren die Häuser der anderen Patrizier, der Welser, der Rehlingen, Langenmantel, der Paler, Schorer, Rem, Ilsung, Hainhofer, Stetten, Baumgartner, Höchstetten, Peutinger, Lang, Kraft, der Imhof, Argon u. v. a.

Von dem geistigen Aufschwunge jener Zeit kann man sich kaum einen zu hohen Begriff machen. Der regste wissenschaftliche Eifer herrschte hier. Wir nennen den berühmten Stadtschreiber Peutinger*), den Achill Pirmin Gasser, den Geschichtschreiber seiner Vaterstadt, den vielgelehrten Max Welser, den gründlichen Kenner und Sammler ihrer Altertümer, den Georg Fugger u. a. Und alle diese Männer nannten Augsburg mit Stolz ihre Vaterstadt.**) Konrad Peutinger wird stets unter den ersten genannt werden, wenn von dem Wiedererwachen der klassischen Literatur die Rede ist. Peutinger war nicht bloß Staatsmann und Gelehrter, sondern auch großer Kunstkenner.

Literatur von 1650 bis jetzt.

Aus der traurigen Zeit des 17. Jahrhunderts wissen wir nicht viel zu berichten. Dem Glanz der Renaissance und dem Eifer reformatorischen und humanistischen Strebens und Ringens folgte der 30jährige, fast alles vernichtende Krieg.

Eine originelle Schwabennatur ist der populäre, ungemein schalkhafte, vielbelesene Hofprediger Wiens Abraham a Sancta Clara, geboren 1642, mit seinem Familiennamen Ulrich Megerle aus Krähenheimstetten. Er wußte in seinen Predigten die Thorheiten und Schwächen aller Stände in derbwitziger Weise lächerlich zu machen. Sein bekanntestes Werk ist „Judas der Erzschelm“. Andere Schriften führen die drolligsten Titel, wie „heilsames Gemisch-Gemasch“ — „Hui und Pfui der Welt“ — „Wohlangefüllter Weinkeller“. Dieser ist wohl die launigste Schrift Abrahams.

Coulin Albert Josef, war Pfarrer zu Moning im Ries. Seine Werke sind würdige Seitenstücke zu Abraham a S. Clara, mit dem er korrespondierte.***)

Aus der Dürftigkeit des 17. Jahrhunderts geht es in die klassische Zeit des 18. Jahrhunderts hinüber.

Karl Ludwig von Knebel, geboren den 30. November 1744 zu Wallerstein im Öttingenschen, wird in Regensburg und Ansbach erzogen, studiert in Halle, wird Fähnrich zu Potsdam 1763, und in Berlin mit den Notabilitäten der damaligen deutschen Literatur bekannt; kommt 1773 nach Weimar, lebt im vertrauten

*) Siehe S. 44.

**) Spruner Dr. K. v., Wandbilder des bayer. Nationalmuseums, S. 553.

***) Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben I, S. 342.

Umgang mit Wieland, Herder, Göthe, der Herzogin Amalie und dem genialen Karl August. Er starb 90jährig zu Weimar 1834. Er ist Verfasser durchsichtiger philosophischer Skizzen und Tagebuchsbetrachtungen.*)

Die Neigung zu einem subjektiven Christentum liegt im schwäbischen Volkscharakter. Wie der Mysticismus hervorragende Vertreter, wie die Reformation und das Kirchenlied eifrige Anhänger und fromme Sänger gefunden hat, so zeigt auch die neuere Zeit hervorragend fromme Männer. Es ist der Freundeskreis hier zu nennen, der sich in Dillingen um den nachmaligen Bischof Sailer gebildet hat.

Diesem Kreise gehörte auch Christoph Schmid**) an. Er starb 1854 als Domkapitular zu Augsburg. Was er als Jugendschriftsteller geleistet, ist allerwärts genügend bekannt. In seiner Selbstbiographie spricht er über die Jugendschriftstellerei folgendermaßen: „Ich ging zu den Kindern selbst in die Schule und lernte von ihnen. Als ich Schule zu halten anfing, fehlte es an brauchbaren Kinderschriften. Ich kam daher auf den Gedanken, selbst kleine für Kinder passende Erzählungen abzufassen. Gewöhnlich erzählte ich die Geschichte den Kindern oder las sie ihnen vor und hieß sie dann dieselbe aus dem Gedächtnis nachschreiben. Aus diesen Aufschreibungen, die ich fleißig durchging, ersah ich, was die Kinder am meisten darin angesprochen und was nicht. So, wenn z. B. lange Reden in einer Erzählung vorkamen, wurden sie von den Kindern meist mit den Worten übergangen: „Hier wurde viel gesprochen." Daraus erkannte ich, daß längere Gespräche oder Monologe sie nicht ansprachen, strich sie aus und arbeitete die Erzählung, indem ich mehr Handlung und kürzere Gespräche darin vorbrachte, noch einmal nach den gemachten Erfahrungen um. Ich fand auch, daß die Kinder nach manchem Umstand und Grund fragten, den zu berühren ich für unnötig gehalten hatte und verfuhr später nach dieser Erfahrung. So lernte ich von den Kindern und war immer darauf bedacht, ihre Sprache zu reden. Für Kinder kann nicht zu oft ein Punkt kommen." Sehr schön schreibt Christoph Schmid über die biblischen Geschichten: Unter allen Geschichten sind die biblischen die vortrefflichsten. Da lebt alles, alles steht vor Augen, der Schauplatz der Geschichte ist immer bestimmt. Man ist überall in der wirklichen Welt, hat Berg und Thal, Baum, Felsen, Quellen und Gebirge um sich; es ist die Zeit der Geschichte angegeben. Jetzt ist es Morgen, jetzt Abend, jetzt heißer Mittag. Bald ist es Erntezeit, bald Schafschur, bald Weinlese, die ganze sichtbare Natur ist ins Interesse gezogen. In diesen Geschichten

*) G. Schwab, Muster deutscher Prosa.

**) S. 2. Abteilung S. 73.

leuchtet eine Sonne, funkeln die Sterne, man sieht den Regenbogen. Da ist ein Kornfeld, dort ein Weinberg hier ein Ölgarten. Die Natur ist mit lebendigen Geschöpfen bevölkert, die nach ihrem Charakter gezeichnet sind. Bei aller Umständlichkeit fällt die biblische Erzählungsart nie ins kleinliche. Da wird kein Sonnenaufgang, keine Landschaft geschildert, wodurch der Fortgang der Erzählung nur aufgehalten würde. Die handelnden Personen sind keine Schattengestalten; sie sind Menschen, die reden und handeln wie wir. Alle sind aus dem wirklichen Leben genommen, sie werden in ihren ländlichen und häuslichen Beschäftigungen vorgestellt, redend eingeführt. Sie reden aber nicht die Büchersprache, sondern die des Herzens und der Natur, meist in kurzen Worten, die den Gemütszustand vollkommen ausdrücken. Die Geberden aber sind oft noch ausdruckvoller als die Worte. Die Charakteristik ist unübertrefflich, voll Natur und Wahrheit, umfaßt zuweilen auch noch die äußere Gestalt, wie bei Esau, Joseph, David &c. Was noch mehr Interesse in die Geschichte bringt, das ist das Wundervolle der Begebenheiten, das Auffallende der Situation, das dramatische Fortschreiten der Handlung. Die biblische Geschichte hat einen hohen Wert in Absicht auf Sittenlehre. Sie ist ein hohes herrliches, lebensvolles Gemälde der Sitten, stellt sittliche Charaktere aller Arten auf. Es ist keine Tugend, kein Laster, die man hier nicht in mehreren Menschen, ganz nach dem Leben gezeichnet, fände, wobei meist noch die Gegensätze ergreifend wirken. Die Tugend reißt zur Nachahmung hin, das Laster erregt Widerwillen und Abscheu. Die Charaktere der Bibel sind keine Ideale, weder Engel noch Satane, sondern Menschen. Bei aller Tugendgröße haben sie noch ihre menschlichen Schwachheiten, bei aller Verworfenheit noch ihre glücklichen Augenblicke, ihr Gutes."

Auf unsere Zeit übergehend, wollen wir von vielen vortrefflichen Namen nur einzelne herausheben.

Regierungsdirektor v. Raiser entfaltete eine rastlose Thätigkeit in Erforschung der römischen Altertümer. Seine Ergebnisse haben wir Eingangs unserer Arbeit benützt. Er ist der Vater der historischen Vereine. Für historische Forschungen hat sich auch der Erzbischof von München-Freising, Anton Steichele, durch Herausgabe des Archivs für die Geschichte des Bistums Augsburg verdient gemacht.

Der Weiler „Zur Tanne" in der Pfarrei Lenzfried bei Kempten war die „geliebte" Heimat Hanebergs. Er ist 1816 geboren, besuchte erst die Dorfschule seiner Heimat, dann die Schule in Kempten, ging 1834 auf die Universität in München. Außer theologischen Studien widmete er sich besonders dem Studium orientalischer Sprachen,

auch die neueren waren ihm geläufig. 1839 wurde er Privatdozent, später Professor. In den Werken thätiger Liebe und Barmherzigkeit verstand er so wenig Maß zu halten wie in seinen rastlosen Arbeiten. 1851 ging er in das Benediktinerkloster in München, dessen Abt er 1854 wurde. Zweimal hat er das ihm angetragene Bischofsamt abgelehnt, 1872 ließ er sich doch bewegen, Speyer anzunehmen. Aber schon drei Jahre später erlag er den ungeheueren Anstrengungen, die er sich auferlegte.

Ein Pädagog ausgezeichneter Art war Dr. Georg Mezger. 1801 ist er zu Wassertrüdingen geboren, wo er nach vollendetem Schulbesuch erst Maurerlehrling und dann Rentamtsschreiber war. Als solcher studierte er ganz für sich allein die alten Sprachen und Mathematik und zwar mit solchem Erfolg, daß er 1819 die Prüfung in die oberste Gymnasialklasse bei St. Anna in Augsburg bestand. Ein Jahr darauf besuchte er die Universität Erlangen, studierte Philologie und Theologie; nach vollendetem Studium kam er wieder nach Augsburg, wo er von nun an am St. Anna Gymnasium als Lehrer und später auch als Rektor höchst segensreich wirkte. Er starb 1874. „Christliche Erziehung — das war die erste Aufgabe, die er sich stellte. Der Geist, den er pflegen wollte, war der des evangelischen Christentums.“ „Unterricht und geistige Entwickelung, nicht Abrichtung und Dressur! Erziehung zu sittlicher Tüchtigkeit und Begeisterung für die hohen Ziele wahrer Humanität, nicht äußeren Flitterputz, der den innern Mangel verdeckt! Das Wesen, nicht den Schein! Disciplin ist nicht äußere Ordnung. Diese ist überhaupt von untergeordnetem Wert, so lange sie nur in der Befolgung äußerer Vorschrift besteht. Zu verhüten, daß einer nicht stiehlt das heißt noch nicht, ihm das 7. Gebot ins Herz pflanzen. Die Pädagogik hat überhaupt andere Ziele als die Polizei. Nicht mit einer casuistischen Moral will es unsere Erziehung zu thun haben, sondern das nennt sie Zucht, daß sie den Menschen lehrt, sich selbst im Zaume zu halten und alles in ihm zu wecken und zu pflegen sucht, was ihm dazu Kraft geben kann.“*)

Zu gleicher Zeit mit Mezger wirkte in Augsburg Kirchenrat Bomhard, einer der bedeutendsten Kanzelredner der evangelischen Kirche Baierns.

*) Schulrat Dr. Gg. Caspar Mezger von Dr. Gg. Mezger, Nördlingen 1878.

Den Schluß dieser literaturgeschichtlichen Skizze mache ein deutscher Dichter und philosophischer Schriftsteller. Melchior Meyr wurde 1810 zu Ehringen bei Nördlingen im Ries geboren. Er besuchte die Gymnasien zu Ansbach und Augsburg, studierte in München und Heidelberg. In München hörte er Schelling, der auf seine Bildung den größten Einfluß übte. Aus Neigung wandte er sich literarischer Beschäftigung zu und ließ 1835 seine erste größere Dichtung, „Wilhelm und Rosina," erscheinen, die in Hexametern Land und Leute aus dem Ries schildert. 1837 hielt er sich in Erlangen auf, wo Rückerts Umgang fördernd auf ihn wirkte. Von 1840 bis 1852 verweilte er in Berlin, wo er viele Arbeiten in kritische und politische Blätter lieferte. Auch schrieb er das Trauerspiel „Agnes Bernauer," das mit Erfolg auf den meisten deutschen Bühnen zur Aufführung gelangte. Seit 1852 lebte er in München oder in seiner Heimat. Seine „Erzählungen aus dem Ries" und „Neue Erzählungen aus dem Ries," eine Reihe von ernsten und humoristischen Charakterbildern, die bei sorgfältiger Detailbehandlung doch wie aus einem Guße geschaffen sind, haben von allen seinen Werken den meisten Beifall gefunden. In seinen Gedichten herrscht das gnomische, sittlich lehrhafte Element vor. Die Früchte seiner philosophischen Studien teilt Meyr in dem Werke, „Gott und sein Reich, philosophische Darlegung der freien göttlichen Selbstentwicklung zum allumfassenden Organismus", mit. Vielfach wird Meyr auch als Verfasser der anonym erschienenen „Gespräche mit einem Grobian" genannt, welche sich in origineller Weise über die wichtigsten Fragen der Gegenwart verbreiten.

Haus und Wohnung.*)

Es ist begreiflich, daß bei der tausendjährigen Nachbarschaft Schwaben viel Aehnlichkeit und Uebereinstimmendes mit Altbaiern hat, doch fehlt es auch nicht an Unterschieden, ja diese finden sich sogar in den verschiedenen Landschaften Schwabens selbst.

So hat das ganze schwäbische Ufer des Bodensees eine gemeinsame eigentümliche Bauart. Die Häuser sind fast alle ein-

*) Bavaria, 2. Band.

stöckig und haben Wohnung und Wirtschaftsräume unter einem Dach. Die alten Häuser sind aus Holz errichtet, meistens mit Brettern oder Schindeln verschlagen, andere mit Lehmwurf überzogen, wobei die hölzerne Verschalung an Giebel und Fenster sichtbar bleibt und häufig rot bemalt ist. Die hohen Giebel ragen über die Fronte, deren Fenster mit zierlichen Vordächern geschmückt sind. Die Dachung besteht häufiger aus Ziegeln, denn aus Schindeln. Der gemauerte Unterbau ragt immer fünf bis sechs Schuh über den Boden herauf; der Vorderbau, über dem sich die Wohnung befindet, enthält die „Torkel" **) und dahinter etwas tiefer den Keller. Der Zugang zu diesem ist an der Vorderseite und oft mit eigenem Vorbau geschützt. Der Wohnstock, zu welchem wegen des Kellergeschoßes stets eine Treppe von einigen Stufen hinanführt, zeigt die einfache Einteilung des alten deutschen Bauernhauses. Der Haupteingang befindet sich immer an der Seite und führt in einen ziemlich breiten Gang oder Flur, der zugleich als Küche dient. Gegenüber dem Haupteingang ist eine ins Freie, meist in den Obstgarten führende Thür. Die nach dem Giebelraume führende Treppe steigt von dem Vorplatz des Herdes empor. Links von der Hauptthür liegt die Stube mit ihren vier oder fünf breiten und niedern und hart an einander stoßenden Fenstern, deren Scheiben durch ins Getäfel verschiebbare Läden zu schließen sind. Die Stube ist wie alles im Hause mit Brettern vertäfelt. Neben dem Ofen steht das hölzerne Lotterbett, „Faulbett", „Gautsche". An der Wand hin laufen Bänke, in der Fensterecke, der „Herrgottsecke", steht der Tisch mit ein Paar dreibeinigen Stühlen, darüber hangen Kruzifix und Heiligenbilder. Neben der Stube ist die Hauptkammer, die den Hausleuten und den kleinen Kindern zur Schlafstelle dient. Die größern Kinder schlafen in einer Kammer rechts von der Hausthür, dicht neben dem Stall. Daran reiht sich die Tenne mit Ein- und Ausfahrtsthor und der Schupfen mit der Heueinlage. Darüber im Giebel ist die Kammer für die Diensthalten.

Der Boden des Hausgangs besteht aus Ziegeln oder Lehmstrich. Die Einrichtung ist äußerst schlicht, nach bäuerischem Brauch

*) Die Torkel, die Weinpresse, Kelter, ahd. torcla, torcula. Schmeller I, Sp. 620.

von bemaltem Holz. Ueberall herrscht Ordnung und Reinlichkeit; auch die Gemüse- und Blumengärten werden sauber gepflegt.

Die älteste und bis heute noch überwiegende Bauart im Algäu ist der Holzbau, meist mit ausgehauenen in einander gefügten Stämmen, bei weitem seltener mit Riegel- oder Sparrenwerk. Die Dächer sind flach, mit großen Schindeln gedeckt, mit Steinen beschwert, an Front und Seite in Vorsprünge auslaufend. Nirgends fehlen die kleinen „Vorschöße", d. h. die kleinen Dächer über den Fenstern der Fronte und der Wetterseite. Die Profile und Ornamente der Zimmermannsarbeit haben gefällige Formen, am Giebel der Flachdächer sieht man oft ein Herz und darüber ein Kreuz, roh aus Holz geschnitten. Auch eine hübsche Polychromie findet sich häufig, z. B. Schindelhäuser völlig rot bemalt mit grünen und weißen Zieraten. Die Lieblingsfarbe ist rot; die Schallbretter, die Fensterladen und die Fensterrahmen, auch Thüren und Vordächer prangen in dieser Farbe. Beworfene Häuser sind häufig mit reicher Architektur, mit Heiligenbildern und Sprüchen bemalt. Alle diese Häuser sind zweistöckig und haben Wohnungs- und Wirtschaftsräume unter einem Dach. Im obern Algäu, an der obern Iller und Wertach, reicht der seitwärts angeflickte „Schopf" (Schupfen) bis nach der Vorderseite, bleibt hier offen und bildet so mit seinen Bänken und Falltischen einen sehr malerischen Raum, der eigentlich eine offene Wohnstube von spinnenden Frauen zum Sitzen und Arbeiten vor dem Hause benutzt und von spielenden Kindern belebt wird. Die Einteilung ist der in Lindaus Gegend gleich. Der obere Stock enthält über dem Vorhaus den Söller, die „Kämmikammer" (Kaminkammer), obere Stube mit Ofen, den „oberen Gaden" und die „Diele", den Raum „unterm Dach", „auf der Höh", der auch noch Schlafstätten gewährt. Auch im Algäu waltet im Innern der Wohnungen eine sehr große Reinlichkeit, ja Zierlichkeit. An Blumenschmuck im Garten und an den Fenstern fehlt es nirgends.

Im Vorland des mittleren Illerthales findet sich gegen Süden noch das alamannische Gebirgshaus, aber jenseit der Iller und um Grönenbach bereits das schwäbische hochgiebelige Riegelhaus mit Ziegelbedachung. Diese Riegelhäuser haben immer einen gemauerten Unterstock, den Stall mit inbe-

griffen. Der Oberstock besteht regelmäßig aus stark gekreuztem Balkenwerk („Riegel“), dessen Zwischenräume teils mit Geflecht und Lehm, teils mit Steinen vermauert, aber nur soweit mit Mörtel verputzt, daß alles Gebälk sichtbar bleibt. Diese Riegel und alles andere Holzwerk sind rot bemalt, das Mauerwerk dagegen blank geweißt, an Wandmalereien, Architektur und Heiligenbilder fehlt es auch hier nicht.

Im Unterland, unterm Illerthal, hat Stein- oder Riegelbau die alten Holzhäuser ganz verdrängt; häufig wird hier „das Stüble“ durch ein eigenes Austraghäuschen die „Pfründ“ ersetzt.

Bei der protestantischen Bevölkerung an der Iller und obern Günz wird der konfessionelle Unterschied in Einzelheiten der Hausanlage und noch mehr in der Hauseinrichtung bemerkbar. Auf den Häusern der Protestanten fehlt das Wetterkreuz des Giebels und die Heiligenbilder werden durch Inschriften ersetzt. Aus der „Herrgottsecke“ im Innern des Hauses wird ein einfaches Bild Christi als Stifter des heiligen Abendmahls.

Im obern Günzthal trifft man auch Höfe mit drei Firsten, wie sie in der getreidebauenden Ebene häufiger vorkommen. Das Wohnhaus mit dem Roß- und Viehstall nimmt dabei die östliche Seite des Vierecks ein. Die Vorderseite schließt ein Zaun mit Thor und Gatter und auch die Gebäude unter sich sind durch Zäune verbunden.

Während an der Donau und im Ried die Bauart und Einrichtung der Häuser dem schon geschilderten Riegelbau entspricht, beginnt mit der Zusam jene andere Gestaltung ländlicher Wohnsitze und Baulichkeiten, welche sich über das ganze Gebiet des untern Lechs bis aufwärts an die Wertachmündung erstreckt und deren wesentliches Merkmal in dem Mangel eines Oberstockwerkes sowohl an Wohn- als Wirtschaftsgebäuden besteht; das Volk nennt diese Bauart: „auf der niedern Saul“. Bei solcher Anlage der Gebäude wird darauf gesehen, für jedes Gehöft ein ganzes geschlossenes Besitztum herzustellen und Wohn- und Oekonomiegebäude zu sondern. Daher bestehen die meisten dieser Siedelungen am Lech aus lauter zwei- und dreifirstigen Höfen und nur die Kleinhäusler bergen unter einem Dach sich selbst, ihr Vieh und ihre Feldfrüchte.

Wie steht es nun noch mit den Häusern im Ries?*)

Das Haus des Kleinbegüterten hat auf der einen Seite des „Tennens" die Stube und die Küche, auf der andern die Kammer, hinter ihr den Stall und die Dreschtennen; ein Keller ist im Vorderhaus und ein oberer Boden für Frucht- und Hausgerät, allenfalls mit einem Kämmerlein: das ist die Wohnung.

Das Haus des Mittelbegüterten ist geräumiger und im Innern ausgeführter. Betrachten wir ein solches. Durch das Thor gelangen wir von der Gasse in einen Hof, der kleiner als ein Bauernhof, aber immerhin noch ansehnlich ist. Das einstöckige Haus ist hübsch geweißt, mit grünen Fensterläden. Der Tennen ist von Solenhofer Steinen. In der Stube läuft eine Bank an den Fensterwänden hin. In der Ecke zwischen den Fenstern steht der große Tisch, ihm gegenüber an der Hinterwand eine Bettstatt, zwischen ihr und dem eisernen Ofen der lederne Sorgenstuhl. Die Küche hat das Fenster auf der Langseite in den Garten hinaus, ist hell, mit einem großen Herde versehen und zeichnet sich durch besonders reinliche Haltung aus. Eine Thür rechter Hand führt in das Stübchen der Großmutter, das also zwischen Küche und Stube liegt. Auf der andern Seite des Tennens treten wir in die wohlaufgeräumte Kammer und erblicken darin zwei große Kästen, ein Kinderbett und die Betten des Ehepaars. An die Hauptkammer grenzt eine kleinere auf der Gartenseite, worin sich ein Dienstbotenbett und die Kästen der Großmutter befinden. Der Viehstall ist hoch, schön geweißt, der Gang zum Futtereingeben grenzt an den Stadeltennen, der mit dem hinter ihm liegenden „Viertel" (Raum zum Aufbewahren des Getreides), über welchen „Gabert" und „First" (Abteilungen im Dachraum) sich erheben, das Gebäude abschließt.

Besuchen wir noch das Haus eines Großbegüterten. Es ist auch nur einstöckig. Auch hier ist der Tennen, zu dem ein steinerner Auftritt führt, mit Solenhofer Platten belegt. Die Stube rechter Hand ist auffallend groß, die Fenster haben Vorhänge und an der Wand beim Ofen steht ein Bett, welches nicht, wie sonst in Bauernhäusern gewöhnlich durch einen braungetünchten Verschlag von

*) Bavaria II. Zur Ethnographie des Rieses von Melchior Meyr.

den übrigen Raum geschieden ist, also nicht in dem sogenannten „Kanzleyle“ oder „Kanzley“ steht. Da mit diesem dem Ehepaar ein trauliches, geschütztes Plätzchen entzogen ist, so muß man annehmen, daß mit der Neuerung die Absicht verbunden ward, die Stube in ihrer ganzen imponierenden Weise zu belassen. Die anliegende, geräumige Küche ist durch zwei Fenster erhellt und hat einen großen und einen kleinen Herd, desgleichen einen Backofen. Ihr zur Seite gegenüber der Hausthür, befindet sich eine niedliche Speisekammer. Die Schlafkammer der Familie und die Knechtekammer sind von entsprechender Größe; zwischen ihnen, von der letzteren übrigens nicht durch einen Verschlag abgegrenzt, geht der Weg in die Stallung. Hier finden wir nicht zuerst die Rosse, wie es sonst gebräuchlich ist, sondern die Stiere; der Platz für jene schließt das Haus ab, und zwischen beiden läuft der Gang zum Futtereingeben hin. Vom Haustennen, neben der Familienkammer, führt eine steinerne Treppe in zwei Keller, eine braun angestrichene hölzerne zum obern Boden empor. Hier ist dem Haustennen gleichlaufend, ein kleinerer Gang, eine Stube mit Kammer und auch eine kleine Küche: die Wohnung der Eltern, wenn der Sohn heiratet und den Hof übernimmt. Links von der Treppe befindet sich eine verschließbare Getreidekammer und weiterhin erstreckt sich der Futterboden. Zu diesem schönen Hause, das von außen durch entsprechende Färbung sich bemerklich macht, gehören zwei Städel. Im vordern, rechts und links vom Dreschtennen, befindet sich die Masse des Rindviehes, im hintern der Schafstall.

Fügen wir dem noch bei, daß an der Thürwand der Stube gewöhnlich das sogenannte „Kantenbrett“ (eine Reihe zierlich gearbeiteter Bretter für Trink- und Eßgeschirre) prangt, unter der Wandbank Verschläge für Milchgeschirre und speziell unter der Wandbank hinter dem Ofen kleine Ställchen für jüngst ausgebrütete Hühnchen und Gänschen vorkommen. Der Taubenschlag findet sich oben im Vordergiebel; der Hühnerstall ist unter der Treppe im Haustennen oder im Rindviehstall; die Gänse haben ihre Abgrenzung im Hinterhaus oder im Stadel; der Schweinestall aus Holz erhebt sich meist selbständig im Hofe, wo sich in anständiger Entfernung auch der Zieh- oder Pumpbrunnen darstellt. Das ist das Heim der Rieser.

Sagen.

Die Sage ist die Geschichte des Volkes. Sie geleitet es zurück in die Wohnungen seiner Götter, in die heiligen Haine und zu den Opferstätten. Sie läßt ihm noch die Umzüge schauen, die sie weiland zu Wagen und Schiff gehalten haben. Dann erzählt sie ihm den Ursprung seiner verschiedenen Stämme, deren Thaten und Leiden. Und wenn die Weltgeschichte das Weltgericht ist, dann ist es die Sage nicht minder. Keine Übelthat, die sie nicht straft; und trifft die Strafe den Üebelthäter nicht hier, so um so sicherer dort. Kein Sonntagsschänder, kein Meineidiger, kein Flucher, kein Geizhals, kein Säufer, kurz keiner, der Übles thut, geht straflos aus.

Nicht unerwähnt sei hier der Zusammenhang, der zwischen Sage und Sprichwort besteht. Gar manches Sprichwort ist der losgetrennte Teil einer Erzählung und kann eigentlich nur aus derselben heraus völlig verstanden werden. Ein paar Beispiele mögen das erläutern. Bekannt ist der volkstümliche Ausdruck: Der schwäbische Heiland! Was ists mit dem? „Die Überlinger, als sie die Heldenthat ihres Landsmannes unter den sieben Schwaben vernommen und das erbeutete Siegeszeichen gesehen hatten, beschlossen einmütiglich, eine fromme Stiftung zu machen und sie erbauten eine Feldkapelle am See, wo der Spieß der sieben Schwaben aufgehangen wurde zum ewigen Andenken. Die Kapelle aber ward geweiht dem Erlöser und ein Bildschnitzer bekam den Auftrag, einen schönen Herrgott aus Holz zu machen, sieben Fuß hoch. Das that er und auf das Gestelle schrieb er mit goldenen Buchstaben: Heiland der Welt. Aber die Überlinger wollten die Inschrift nicht gut heißen, sunder da der Herrgott den sieben Schwaben geholfen hatte aus ihren Ängsten und Nöten, so sollte er auch der schwäbische Heiland genannt werden. Und so geschah es dann auch. Der Seehaas aber baute sich eine Hütte neben dem Kirchlein und wurde ein Klausner. Und es kamen viele Pilgrime dahin, welchen der Klausner die Abenteuer der sieben Schwaben erzählte, mit allen Umständen, weshalb noch jetzo die Welt davon voll ist. Und der schwäbische Heiland war

zu derselben Zeit so berühmt, als der große Herrgott in Schaffhausen. Im Schwedenkrieg aber ist die Kapelle zerstört worden und die Schweden haben das Siegeszeichen mit sich fortgenommen."

„Jetzo hob mers gwonna; Memmingen ist nicht mehr fern, ich seh' schon den Memminger Mon (Mond)." Dieses Sprichwort verdankt sein Entstehen einem Histörchen, nach dem ein Memminger gemeint habe, der Mond scheine nur bei ihnen und sonst nirgends in der Welt.

Der Bannwart Ulms meldete einst dem Bürgermeister, daß im Gemeindeacker ein Gucker sich aufhalte, von dem zu befürchten sei, daß er alles Korn zertrete. Da beschloß der wohlweise Rat, daß vier Männer mit einer Bahre in den Acker gingen, um den Gucker (Kuckuck) herauszutragen, daher das Sprichwort: „Der Ulmer Gucker!"

„Lieber ungezogen Kind als verzogen Kind." „Besser ungebildet als verbildet." Der Schulmeister von Trautenau hatte zwei Sprüche im Brauch, die er den Eltern sagte, wenn sie ihm ein Kind in die Schule brachten. Erstlich sagte er: Allein kann ich nit ziehen, ihr müßet mitziehen. Zweitens: Wenn ihr mitziehet, so müßt ihr nit rückwärts wollen, wenn ich vorwärts will. So nun der Vater sein Hänslin und die Mutter ihr Gretlin recht herausstrich, pflog er wohl einen dritten Spruch beizusetzen: Lieber ungezogen Kind als verzogen Kind! und erzählte sodann dazu folgende Geschichte als Exempel. Ich habe einen vortrefflichen Lautenisten gekannt, der zu sagen pflegte: Wenn ich einen Schüler bekomme, der nichts auf der Laute kann, so fordere ich fünf Gulden Lehrgeld; bekomme ich aber einen, der schon etwas kann, so verlange ich zehn Gulden. Und wenn ich ihn fragte, warum er das thäte, so sprach er: Fünf verlange ich, daß ich ihn lehre und fünf, daß ich ihn abgewöhne und daß er die alte Leier lasse.*)

Herkunft der Schwaben.

Grimm Nr. 416.

Die Vordern der Schwaben waren weiland übers Meer gekommen mit großer Heereskraft und schlugen ihre Zelte auf an dem Berge Suevo, davon hießen sie Sueven oder Schwaben. Sie waren ein gutes und kluges Volk und nahmen sich oft vor, daß

*) Eiselein, die Sprichwörter und Sinnreden des deutschen Volkes 1840.

sie gute Recken wären, streitfertig und sieghaft. Brenno, ihr Herzog, schlug mit Julius Cäsar eine blutige Schlacht.

Der heilige Wald der Semnonen.

Grimm Nr. 365.

Unter den Sueven waren die Semnonen das älteste und edelste Volk. Zu gewissen Zeiten hielten sie in einem Walde, heilig durch den Gottesdienst der Vorfahren und durch alten Schauer, Zusammenkünfte, wozu alle aus demselben Blute entsprungene Stämme Abgesandte schickten und brachten ein öffentliches Menschenopfer. Vor dem Haine tragen sie solche Ehrfurcht, daß niemand hineintritt, der sich nicht vorher in Bande hätte binden lassen, zur Anerkennung seiner Schwäche und der göttlichen Allmacht. Fällt er nun von ungefähr zur Erde, so ist ihm nicht erlaubt aufzustehen oder aufgehoben zu werden, sondern er wird auf dem Erdboden hinausgeschleift. Dieser Gebrauch weist dahin, wie aus dem Heiligtum das Volk entsprungen und der allwaltende Gott da gegenwärtig sei, dem alles andere unterwürfig und gehorsam sein müsse.

Warum die Schwaben dem Reiche vorfechten.

Grimm Nr. 450.

Die Schwaben haben von alten Zeiten her unter allen Völkern des deutschen Reiches das Recht, dem Heere vorzustreiten; und dies verlieh Karl der Große ihrem Herzog Gerold, Hildegardens Bruder, der in der blutigen Schlacht von Runzefal vor dem Kaiser auf das Knie fiel und diesen Vorzug als der älteste im Heer verlangte. Andere erzählen es von der Einnahme von Rom, wozu die Schwaben Karl dem Großen tapfer halfen. Noch andere von der Einnahme Mailands, wo der schwäbische Herzog das kaiserliche Banner getragen und dadurch das Vorrecht erworben.

Der Schuster zu Lauingen.

Grimm Nr. 467.

Auf dem Hofturm der Stadt Lauingen findet sich folgende Sage abgemalt. Zur Zeit, als die Heiden oder Hunnen bis nach Schwaben vorgedrungen waren, rückte ihnen der Kaiser mit seinem

Heere entgegen und lagerte sich unweit der Donau zwischen Lauingen und dem Schloß Faimingen. Nach mehreren vergeblichen Anfällen von beiden Seiten kamen endlich Christen und Heiden überein, den Streit durch einen Zweikampf entscheiden zu lassen. Der Kaiser wählte den Marschall von Kalatin (Pappenheim) zu seinem Kämpfer, der den Auftrag freudig übernahm und nachsann, wie er den Sieg gewiß erringen möchte. Indem trat ein unbekannter Mann zu ihm und sprach: „Was sinnst du? Ich sage dir, daß du nicht für den Kaiser fechten sollst, sondern ein Schuster aus Henfwil (später Lauingen) ist dazu auserſehen." Der Kalatin versetzte: „Wer bist du? Wie dürfte ich die Ehre dieses Kampfes von mir ablehnen?" „Ich bin Georg, Christi Held, sprach der Unbekannte, und zum Wahrzeichen nimm meinen Däumling." Mit diesen Worten zog er den Däumling von der Hand und gab ihn dem Marschall, welcher ungesäumt damit zum Kaiser ging und den ganzen Vorfall erzählte. Hierauf wurde beschlossen, daß der Schuster gegen den Heiden streiten sollte. Der Schuster übernahm es und besiegte glücklich den Feind. Da gab ihm der Kaiser die Wahl von drei Gnaden sich auszubitten. Der Schuster bat erstens um eine Wiese in der Nähe von Lauingen, daß diese der Stadt als Gemeingut gegeben würde. Zweitens, daß die Stadt mit rotem Wachs siegeln dürfte (welches sonst keinem mittelbaren Ort verstattet war). Drittens, daß die Herren von Calatin eine Mohrin als Helmkleinod führen dürften. Alles wurde ihm bewilligt und der Daumen St. Georgs sorgfältig von den Pappenheimern aufbewahrt, die eine Hälfte in Gold gefaßt zu Kaisheim, die andere zu Pappenheim.

Attila vor Augsburg.

Bechstein Nr. 265.

Da der wilde Etzel mit seinem Hunnenheer schlimmer noch als das wilde Gejäg die Fluren des Lechgebietes überströmte, nahete er auch der alten Römerkaiserstadt Augsburg und wollte mit wenigen Gefährten den Lech durchreiten. Wie er nun an des Alpenstromes flaches Ufer kam und sein Roß schon den Huf erhob in das Wasser zu treten, da rauschte das Wasser gewaltiglich und es hob sich aus dem Grunde ein Riesenweib, grauenhaft und

furchtbar anzusehen, daß das Roß entsetzt zurücksprang und der König im Sattel wankte. Und die graue Stromfee sah ihn aus hohlen Augen an mit starrem Todesblick, reckte den gespenstigen Arm lang aus gegen den König und sprach nichts als diese Worte: Retro Attila! retro Attila! retro Attila! — und sank wieder nieder und über ihrem flatternden Nixenhaar schlossen sich rauschend die Gewässer. Da packten den König nie gefühlte Schauer an und er starrte hin und sprach kein Wort und wandte sein Roß und ritt nicht über den Lech.

Bald hernach ist die schreckliche Hunnenschlacht am Lech erfolgt, in welcher St. Ulrich dem Christenheere vorkämpfte und ihm zum Siege half.

Sankt Mang, des Algäus Apostel.

Schöppner Nr. 32.

Es geht die Sage, daß St. Mang, der Apostel des Algäus, vorerst in das Pfrontner Thal gekommen sei, und er habe anfangs am Breitenberg und auf dem Roßberg sich aufgehalten. Jetzt noch heißt ein Brunnen der Mangen-Brunnen, der auf dem Berge droben entspringt; man sieht ihn aber nur acht Tage vor bis acht Tage nach Sankt Mangenfest, wie eine glitzernde Fahne, die zur Feier ausgesteckt wird. Weiter zeigt man auf dem Roßberg den Mangenacker und weiter unten den Mangensitz, wo er gerastet hat. Darauf aber ist der Heilige hinübergezogen gegen Füssen, zuerst an den Aletsee, wo noch die Sankt Mangenalpe ist, und dann nach Julienbach, welches jetzt Faulenbach heißt; und endlich ist er mit Gottes Hilfe hinüber geschritten über die Klamm des Lechs, an der „Lusalten", wo noch im Felsgrund St. Mangentritt zu sehen ist bis auf den heutigen Tag.

Sankt Mang zu Kempten und Roßhaupten.

Schöppner Nr. 33.

Magnus kam auf seiner Wanderschaft mit Thosso nach Kempten. Dort hatten sich seit geraumer Zeit die Bewohner vor schrecklichen Drachen und Schlangen geflüchtet, welche an ihrer statt die Häuser bewohnten. Magnus erkannte darin einen Wink des Himmels, die Heiden durch wunderbare Hilfe

für den wahren Gott zu gewinnen. So geschah es eines Tages, als Magnus und sein Gefährte betend für das Volk auf den Knieen lagen, daß ein ungeheurer Drache aus dem Gemäuer hervorbrach. Der heilige Magnus befiehlt ihm im Namen Jesu Christi, des lebendigen Gottes, sich vor ihm zu beugen, und schlug ihm mit dem Stabe des heiligen Gallus auf den Kopf. Augenblicklich stürzte das Untier tot vor ihm nieder und auch alles übrige Gewürm und Ungeziefer verschwand.

So hauste auch in der Gegend, wo jetzt das Pfarrdorf Roßhaupten liegt, in tiefer Schlucht ein scheußlicher Lindwurm, der Menschen und Vieh erwürgte. Die Sage erzählt, derselbe habe besonders Pferden nachgestellt und in seiner Höhle einen ganzen Berg von Roßhäuptern angelegt, woher denn nachmals dem Dorfe der Name Roßhaupten. Der heilige Magnus kam dahin, ging, mit einem Kreuze auf der Brust, seinen Stab in der einen und einen Pechkranz in der andern Hand, auf den Lindwurm los und schleuderte ihm unter Anrufung Gottes den Pechkranz in den Rachen. Das Untier zerbarst vor seinen Füßen, der Heilige aber dankte Gott auf den Knien für die wundervolle That.

Der Hahnenkampf.

Grimm Nr. 438.

Zu einer Zeit kam Karl der Große auf sein Schloß bei Kempten zu seiner Gemahlin Hildgard. Als sie nun eines Tages über Tische saßen und mancherlei von der Vorfahren Regierung redeten, während ihre Söhne Pipin, Karl und Ludwig darneben standen, hub Pipin an und sprach: „Mutter, wann einmal der Vater im Himmel ist, werde ich dann König?“ Karl aber wandte sich zum Vater und sagte: „Nicht Pipin, sondern ich folge dir nach im Reiche.“ Ludwig aber, der jüngste, bat beide Eltern, daß sie ihn doch möchten lassen König werden. Als die Kinder so stritten, sprach die Königin: „Euren Zwist wollen wir bald ausmachen; geht hinab ins Dorf und laßt euch jeder sich einen Hahn von den Bauern geben. Die Knaben stiegen die Burg hinab mit ihrem Lehrmeister und den übrigen Schülern und holten die Hähne. Hierauf sagte Hildegard: „Nun laßt die Hähne auf einander los, wessen Hahn im Kampfe siegt, der soll König werden.“ Die

Vögel stritten und Ludwigs Hahn überwand die beiden andern. Dieser Ludwig erlangte auch wirklich nach seines Vaters Tode die Herrschaft.

Vom heiligen Ulrich, dem Lechfeldhelden.

Schöppner Nr. 50.

Die Geschichte erzählt, welchen Anteil der heilige Ulrich an dem Siege über die Hunnen auf dem Lechfelde nahm. Die Sage meldet Denkwürdiges aus seinem übrigen Leben. Dieser fromme Held, von edlem Stamm entsprossen, wohnte als Knabe auf dem Schlosse seines Vaters zu Wittislingen. Von hier aus besuchte er täglich das nahe gelegene Dillingen. Manchmal verirrte er sich in dem Ried, Söse genannt, und darum ließ seine Mutter Thietberga um neun Uhr ihm zum Zeichen regelmäßig ein Glöcklein läuten. An einem Herbstabende hatte er sich verspätet und um auf dem vom Regen erweichten Boden leichter fortzukommen, zog er einen Grenzpfahl aus und bediente sich dessen als Stütze, um über die Gräben zu kommen. Er wunderte sich, daß er heute die Glocke nicht höre und zu gleicher Zeit fiel ihm ein, daß er sehr unrecht gethan, den Pfahl herauszuziehen, weshalb er mühsam die Stelle, wo er selben genommen, suchte und wieder befestigte. Und jetzt hörte er auch das Glöcklein und kam in kurzem am Schlosse an, wo niemand geläutet haben wollte, denn es war schon nachts zwei Uhr. Zur Erinnerung an die Begebenheit wurde fortan um zwei Uhr in der Nacht ein Zeichen mit der Glocke gegeben.

Heinrich von Kempten.

Schöppner Nr. 483.

Kaiser Otto der Große wurde in allen Landen gefürchtet, er war strenge und ohne Milde, trug einen schönen, roten Bart; was er bei diesem Barte schwur, machte er wahr und unabänderlich. Nun geschah es, daß er zu Babenberg (Bamberg) eine prächtige Hofhaltung hielt, zu welcher geistliche und weltliche Fürsten des Reiches in großer Zahl kommen mußten. Ostermorgens zog der Kaiser mit allen diesen Fürsten in das Münster, um die feierliche Messe zu hören, unterdessen in der Burg zu dem Gastmahl die Tische bereitet wurden; man legte Brot und setzte schöne Trink=

gefäße darauf. An des Kaisers Hofe diente aber dazumal auch ein edler und wonnesamer Knabe, sein Vater war Herzog in Schwaben und hatte nur diesen einzigen Erben. Dieser schöne Jüngling kam von ungefähr vor die Tische gegangen, griff nach einem linden Brot mit seinen zarten, weißen Händen, nahm es auf und wollte essen, wie alle Kinder sind, die gerne in hübsche Sachen beißen, wonach ihnen der Wille steht. Wie er nun einen Teil des weißen Brotes abbrach, ging da mit seinem Stabe des Kaisers Truchseß, welcher die Aufsicht über die Tafel haben sollte; der schlug zornig den Knaben auf's Haupt, so hart und ungefüge, daß ihm Haar und Haupt blutig ward. Das Kind fiel nieder und weinte heiße Thränen, daß es der Truchseß gewagt hätte, es zu schlagen. Das ersah ein auserwählter Held, genannt Heinrich von Kempten, der war mit dem Kinde aus Schwaben gekommen und dessen Zuchtmeister; heftig verdroß es ihn, daß man das zarte Kind so unbarmherzig geschlagen hatte und fuhr den Truchsessen seiner Unzucht wegen mit harten Worten an. Der Truchseß sagte, daß er kraft seines Amtes allen ungefügen Schälken am Hofe mit dem Stabe wehren dürfe. Da nahm Herr Heinrich einen großen Knüttel und spaltete des Truchsessen Schädel, daß er wie ein Ei zerbrach und der Mann tot zu Boden sank.

Unterdessen hatten die Herren Gott gedient und gesungen und kehrten zurück; da sah der Kaiser den blutigen Estrich, fragte und vernahm, was sich zugetragen hatte. Heinrich von Kempten wurde auf der Stelle vorgefordert und Otto vom tobenden Zorn entbrannt, rief: „Daß mein Truchseß hier erschlagen liegt, schwöre ich an euch zu rächen, sam mir mein Bart!“ Als Heinrich von Kempten diesen teuren Eid ausgesprochen hörte und sah, daß es sein Leben galt, faßte er sich, sprang schnell auf den Kaiser los und begriff ihn bei dem langen, roten Barte. Damit schwang er ihn plötzlich auf die Tafel, daß die kaiserliche Krone von Ottos Haupte in den Saal fiel und zuckte — als die Fürsten den Kaiser von diesem wütenden Menschen zu befreien, herzusprangen — sein Messer, indem er laut ausrief: „Keiner rühre mich an, oder der Kaiser liegt tot hier!“ Alle traten hinter sich, Otto mit großer Not winkte es ihnen zu; der unverzagte Heinrich aber sprach: „Kaiser, wollt ihr das Leben haben, so thut mir Sicherheit, daß

ich genese." Der Kaiser, der das Messer an seiner Kehle stehen sah, hob alsbald die Finger in die Höhe und gelobte dem edlen Ritter bei kaiserlichen Ehren, daß ihm das Leben geschenkt sein solle.

Heinrich, sobald er diese Gewißheit hatte, ließ er den roten Bart aus seiner Hand und den Kaiser aufstehen. Dieser setzte sich aber ungezögert auf den königlichen Stuhl, strich sich den Bart und redete in diesen Worten: „Ritter, Leib und Leben hab ich euch zugesagt, damit fahrt euer Wege; hütet euch aber vor meinen Augen, daß sie euch nimmer wieder sehen und räumet mir Hof uud Land! Ihr seid mir zu schwer zum Hofgesind und mein Bart müsse immerdar euer Schermesser meiden!" Da nahm Heinrich von allen Rittern und Bekannten Urlaub und zog gen Schwaben auf sein Land und Feld, das er vom Stifte zu Lehen trug, lebte einsam und in Ehren.

Darnach über zehn Jahre begab es sich, daß Kaiser Otto einen schweren Krieg führte jenseit des Gebirges und vor einer festen Stadt lag. Da wurde er nothaft an Leuten und Mannen und sandte heraus nach deutschen Landen: wer ein Lehen von dem Reiche trage, soll ihm schnell zu Hilfe eilen bei Verlust des Lehens und seines Dienstes. Nun kam auch ein Bote zu dem Abte nach Kempten, ihn auf die Fahrt zu mahnen. Der Abt besandte wiederum seine Dienstleute und forderte Herrn Heinrich, als dessen er vor allen bedürftig war. „Ach edler Herr, was wollt ihr thun, antwortete der Ritter, ihr wißt doch, daß ich des Kaisers Huld verwirkt habe; lieber geb' ich euch meine zwei Söhne hin und laß sie mit euch ziehen." „Ihr aber seid mir nötiger als sie beide zusammen, sprach der Abt, ich darf euch nicht von diesem Zug entbinden, oder ich leihe euer Land andern, die es besser zu verdienen wissen!" „Traun — antwortete der edle Ritter — ist dem so, daß Land und Ehre auf dem Spiele stehen, so will ich euer Gebot leisten, es komme was da wolle, und des Kaisers Drohung möge über mich ergeh'n."

Hiermit rüstete sich Heinrich zu dem Heerzug und kam bald nach Welschland zu der Stadt, wo die Deutschen lagen; jedoch barg er sich vor des Kaisers Antlitz und floh ihn. Sein Zelt ließ er ein wenig seitwärts vom Heere schlagen. Eines Tages lag er da und badete in einem Zuber und konnte aus dem Bad in

die Gegend schauen. Da sah er einen Haufen Bürger aus der belagerten Stadt kommen und dem Kaiser entgegen reiten zu einem Gespräch, das zwischen beiden Teilen verabredet worden war. Die treulosen Bürger hatten aber diese List ersonnen; denn als der Kaiser ohne Waffen und arglos zu ihnen ritt, hielten sie gerüstete Mannschaft im Hinterhalte und überfielen den Herrn mit frechen Händen, daß sie ihn fingen und schlugen. Als Herr Heinrich diesen Treubruch und Mord geschehen sah, ließ er Baden und Waschen, sprang aus dem Zuber, nahm den Schild mit der einen und sein Schwert mit der andern Hand und lief bloß und unbekleidet nach dem Gemenge zu. Kühn schlug er unter die Feinde, tötete und verwundete eine große Menge und machte sie alle flüchtig. Darauf löste er den Kaiser seiner Bande und lief schnell zurück, legte sich in den Zuber und badete nach wie vor. Otto, als er zu seinem Heere wieder gelangte, wollte erkundigen, wer sein unbekannter Retter gewesen wäre; zornig saß er im Zelte auf seinem Stuhl und sprach: Ich war verraten, wo mir nicht zwei ritterliche Hände geholfen hätten; wer aber den Mann erkennt, führe ihn vor mich her, daß er reichen Lohn nud meine Huld empfange; kein kühnerer Held hier lebt noch anderswo.

Nun wußten wohl einige, daß es Heinrich von Kempten gewesen war, doch fürchteten sie den Namen dessen auszüsprechen, dem der Kaiser den Tod geschworen hatte. Mit dem Ritter antworteten sie, steht es so, daß schwere Ungnade auf ihm lastet; möchte er deine Huld wieder gewinnen, so ließen wir ihn vor dir sehen. Da nun der Kaiser sprach, und wenn er ihm gleich seinen Vater erschlagen hätte, soll ihm vergeben sein, nannten sie ihm Heinrich von Kempten. Otto befahl, daß er alsobald herbeigebracht würde; er wollte ihn aber erschrecken und übel empfahen.

Als Heinrich von Kempten hereingeführt war, geberdete der Kaiser sich zornig und sprach: Wie getraut ihr mir unter die Augen zu treten? Ihr wüßt doch wohl, warum ich eurer Feind bin, der mir meinen Bart gerauft und ohne Schermesser geschoren habt, daß er noch ohne Locke steht. Welch hoffärtiger Übermut hat euch jetzt daher geführt? Gnade, Herr, sprach der kühne Degen, ich kam gezwungen hieher, und mein Fürst, der hier steht, gebot es bei seinen Hulden. Gott sei mein Zeuge, wie ungerne

ich diese Fahrt gethan; aber meinen Diensteid mußte ich lösen; wer mir das übel nimmt, dem lohne ich so, daß er sein letztes Wort gesprochen hat. Dann begann Otto zu lachen: „Seid mir tausendmal willkommen, auserwählter Held! Mein Leben habt ihr gerettet, das mußte ich ohne eure Hilfe verloren haben, seliger Mann.“ So sprang er auf, küßte ihm Augen und Wangen. Ihr zweier Feindschaft war dahin und eine lautere Sühne gemachet; der hochgeborene Kaiser lieh und gab ihm großen Reichtum und brachte ihn zu Ehren, deren man noch gedenket.

Wie Albertus Magnus einen Neugierigen strafte.

Schöppner Nr. 398.

Ein landfahrender Schuhmacher kam einmal nach Köln. Oftmals hatte er von dem großen Wunder sagen hören von Bruder Albrecht, dacht' nun bei sich selber: „Sollten all' diese Dinge wahr sein, wie möcht' ich sie denn wohl erproben.“ Er kam mit seinem Schnappsack zu Bruder Albrechts Wohnung und fragte dreist, wo Bruder Albrecht wär'? Der Knabe fragte ihn, was er wollt'? Der andere sprach, er müßte Herrn Albrecht sehen und sprechen. Da ging der Knabe zu Albrecht und meldete ihm, ein Jüngling mit einem Schnappsack wollt' ihn sprechen, und ich glaube, er kennt euch wohl. — „Geh hin und frage ihn, was er wolle und laß ihn dir seine Botschaft künden, ich habe sogleich mein Werk gethan.“ Der Knabe that also, aber der mit dem Schnappsack sprach: „Ich muß nun einmal mit dem Herrn selber sprechen; geht und saget ihm das, und ich wollte nicht von hinnen scheiden, ehe ich ihn sah und sprach. Sollte ich euch mein Geheimnis sagen, warum ich hierher kam? Nein, ich sag's ihm selber, bei Gott!“ Da ging der Knabe und brachte Bruder Albrecht die Antwort und Albrecht ließ den Jüngling vor sich kommen in seine Zelle und fragte ihn, was er wollte? Der sprach: „Meister, ich habe nun schon manch' seltsam Wort über euch reden hören, von Gauklereien und Behendigkeit, und komme nun, euch zu bitten, daß ihr mir etwas von euren Künsten zeiget, damit ich dem Gerede glauben könne.“ — „Knabe, kamst du darum zu mir und wolltest du darum mich sprechen?“ fragte Bruder Albrecht, und der andere sprach: „Ja

sicherlich und heute gehe ich nicht von euch, ihr hättet mir denn etwas von eurer Kunst sehen lassen.“ Bruder Albrecht sprach freundlich: „Gib mir deinen Sack, ich will auch nicht, daß du von mir scheidest, ohne etwas von meiner Kunst gelernt zu haben.“ Der andere gab Albrecht den Sack und der Meister steckte seine Hand hinein, zog sie wieder heraus und band den Sack fest zu, gab ihn alsdann dem Burschen zurück und sprach: „Nun geh schnell und sonder weilen nach Hause, aber mach den Sack nicht auf, bis du zu Hause bist, was auch geschehen möge. Wenn du ihn da öffnest, dann wirst du etwas schauen; bind' ihn aber wieder fest zu und komm und sage mir, was du gesehen.“ Des war der andere froh und er schied von Bruder Albrecht. Als er eben das Stadtthor von Köln im Rücken hatte, da hätte er doch gar zu gern gewußt, was in dem Sack war. Er setzte sich denn hin und knüpfte ihn auf, doch da sprangen zwei stämmige Kerle heraus, von jeder Seite einer, die trugen Leisten in der Hand und gingen dem Burschen brav zu Leibe, je länger je mehr, und schlugen ihn so lang, bis er nicht mehr wußte, wo er war. Zuletzt bedachte er sich, daß Bruder Albrecht gesagt, er müsse den Sack wieder zubinden; das that er und sogleich verschwanden die beiden, die ihn so jämmerlich geschlagen hatten. Als er nun von ihnen erlöst war, da wagte er nicht weiter zu gehen, sondern kehrte stracks wieder nach Köln zurück und zu Bruder Albrecht, dem erzählte er, wie es ihm ergangen, bat ihn auch mit vielen Worten, daß er den Sack doch machen möge, wie er zuvor gewesen. Da sprach Bruder Albrecht: „Ich will dir doch noch eine Kunst lehren, damit du noch mehr von meinen Künsten weißt“; der Bursche rief aber in großer Angst: „Ach nein, edler Meister, ich bitte euch um nichts andres, als daß ihr diese eine Kunst von mir nehmt; eure Künste drücken mich allzu stark, ach, ich bitt euch, Herr, wollet ihr das, ich will nimmermehr eurer Kunst begehren, ich bin genug gestraft.“ Da that der Meister nach des Burschen Wunsch und entließ ihn, und der war gar erfreut darob. Als er aber nach Haus kam, da wagte er noch nicht, den Sack selbst zu öffnen, sondern ließ einen andern das thun, denn die Proben von Meister Albrechts Kunst hatte er noch nicht vergessen, vergaß sie auch nicht sein ganzes Leben lang.

Stiftung des Klosters Wettenhausen.

Grimm Nr. 526.

Zwischen Ulm und Augsburg, am Flüßchen Kammlach, liegt das Augustinerkloster Wettenhausen. Es wurde im Jahre 982 von zwei Brüdern, Konrad und Wernher, Grafen von Rochenstain oder vielmehr von deren Mutter Gertrud gestiftet. Diese verlangte und erhielt von ihren Söhnen so viel Lands zur Erbauung einer heiligen Stätte, als sie innerhalb eines Tages umpflügen könnte. Dann schaffte sie einen ganz kleinen Pflug, barg ihn in ihrem Busen und umritt dergestalt das Gebiet, welches noch heutiges Tages dem Kloster unterworfen ist.

Entstehung des Klosters Lechfeld.

Schöppner Nr. 500.

Im Jahre 1602 lebte Frau Regina von Imhof, geborne Bämlin auf Reinhardshausen, Witwe des Raimund von Imhof, Patriziers und Bürgermeisters in Augsburg, auf ihrem Lehngute Untermeitingen. Eine besondere Andacht zur Mutter Gottes veranlaßte diese edle Frau zu dem frommen Entschlusse, eine Kapelle zu Ehren Mariä Hilf zu erbauen.

Lange Zeit konnte sie nun über den Platz mit sich selbst nicht einig werden, auf welchem sich die neue Stiftung erheben sollte. Endlich ergab sich, nach einer bis auf unsere Zeit fortgepflanzten Sage, folgendes Ereignis.

Die edle Frau hatte sich einst bei Nacht und Nebel auf einer Rückreise von Augsburg nach Untermeitingen auf der weiten Ebene des Lechfeldes verirrt. In der Angst ihres Herzens versprach sie in stillem Gebete der Mutter Gottes dort eine Kapelle zu bauen, wo sie den Weg nach ihrem Schlosse finden würde. Kaum hatte sie bei sich dieses feierliche Versprechen gethan, als der frommen Frau aus finsterer Nacht die Lichter ihres benachbarten Schlosses entgegenschimmerten, worauf sie hocherfreut alsogleich ihrem Kutscher befahl, auf diesem Platze seine Peitsche in die Erde zu stecken. So entstand nun bald darauf das Kirchlein Maria Hilf auf dem Lechfelde, die hohe Stifterin aber gebot auf Anraten ihres aus Italien rückkehrenden Sohnes Leonhard von Imhof, der Kapelle die Form

der Kirche von Maria Rotonda in Rom zu geben. Den 9. April 1603 wurde der Grundstein gelegt. Fromme Sage behauptet, daß Frau Regina von Imhof die Errichtung des Hochaltars, wie er noch heutigen Tages steht, nach dem Vorbilde dreier nächtlicher Visionen selbst angegeben habe.

Des edlen Möringers Wallfahrt.

Grimm Nr. 523.

Zu Möringen an der Donau lebte vor Zeiten ein edler Ritter; der bat eines Tages seine Frau um Urlaub, weil er weit hin ziehen wollte in St. Thomas Land; befahl ihr Leute und Gut und sagte, daß sie sieben Jahre seiner harren möchte. Früh morgens stand er auf, kleidete sich an und empfahl seinem Kämmerer, daß er sieben Jahre lang seiner Frau pflege bis zu seiner Wiederkehr. Der Kämmerer sprach: Frauen tragen lange Haare und kurzen Mut; fürwahr nicht länger denn sieben Tage mag ich eurer Frauen pflegen. Da ging der edle Möringer hin zu dem Jungen von Neufen und bat, daß er sieben Jahre seiner Gemahlin pflege; der sagt's ihm zu und gelobte seine Treue.

Also zog der edle Möringer fern dahin und ein Jahr verstrich um das andere. Wie das siebente nun sich vollendete, lag er im Garten und schlief. Da träumte ihm, wie daß ein Engel riefe und spräche: Erwache Möringer, es ist Zeit! Kommst du heut nicht zu Land, so nimmt der Junge von Neufen dein Weib. Der Möringer raufte vor Leid seinen grauen Bart und klagte flehentlich seine Not Gott und dem heiligen Thomas; in den schweren Sorgen entschlief er von neuem. Wie er aufwachte und die Augen öffnete, wußte er nicht, wo er war; denn er sah sich daheim in Schwaben vor seiner Mühle, dankte Gott, jedoch traurig im Herzen und ging zu der Mühle. Müller, sprach er, was gibt's Neues in der Burg? Ich bin ein armer Pilgrim. Viel Neues, antwortete der Müller, der von Neufen will heut des edlen Möringers Frau nehmen; leider soll unser guter Herr tot sein. — Da ging der edle Möringer an sein eigen Burgthor und klopfte hart dawider. Der Thorwart trat heraus. Geh und sag deiner Frauen an, hier stehe ein elender Pilgrim; nun bin ich vom weiten Gehen so müde geworden, daß ich sie um ein Almosen bitte um Gottes und St. Thomas willen

und des edlen Möringers Seele. Und als das die Frau erhörte, hieß sie eilends aufthun, und solle er dem Pilger zu essen geben ein ganzes Jahr.

Der edle Möringer trat in seine Burg und es war ihm so leid und schwer, daß ihn kein Mann empfing; er setzte sich nieder auf die Bank und als die Abendstunde kam, daß die Braut bald zu Bett gehen sollte, redete ein Dienstmann und sprach: Sonst hatte mein Herr Möring die Sitte, daß kein fremder Pilgrim schlafen durfte, er sang denn zuvor ein Lied. Das hörte der junge Herr von Neufen, der Bräutigam, und rief: „Singt uns, Herr Gast, ein Liedelein, ich will euch reich begaben.“ Da hub der edle Möringer an und sang ein Lied, das anfängt: „Eines langen Schweigens hatt' ich mich bedacht, so muß ich aber singen als eh“ u. s. w., und sang darin: daß ihn der junge Mann an der alten Braut rächen und sie mit Sommerlatten (Ruten) schlagen solle; ehemals sei er Herr gewesen und jetzt Knecht, und auf der Hochzeit ihm nun eine alte Schüssel vorgesetzt worden. Sobald die edle Frau das Lied hörte, trübten sich ihre klaren Augen und einen goldenen Becher setzte sie dem Pilgrim hin, in den schenkte sie klaren Wein. Möringer aber zog ein goldrotes Ringelein von seiner Hand, womit ihm seine liebste Frau vermählt worden war, senkt es in den Becher und gab ihn dem Weinschenken, daß er ihn der edlen Frau vorsetzen sollte. Der Weinschenk brachte ihn: das sendet euch der Pilger, laßt's euch nicht verschmähen, edle Frau. Und als sie trank und das Ringelein im Becher sah, rief sie laut: „Mein Herr ist hier, der edle Möringer“, stand auf und fiel ihm zu Füßen. „Gott, willkommen, liebster Herr, und laßt euer Trauern sein! Meine Ehr hab' ich noch behalten und hätt' ich sie verbrochen, so sollt ihr mich vermauern lassen. Aber der Herr von Neufen erschrak und fiel auch auf die Knie: „Liebster Herr, Treu und Eid hab ich gebrochen, darum schlagt mir ab mein Haupt!“ — „Das soll nicht sein, Herr von Neufen, sondern ich will euren Kummer lindern und euch meine Tochter zur Ehe geben; nehmt sie und laßt mir meine alte Braut.“ Des war der von Neufen froh und nahm die Tochter; Mutter und Tochter waren beide zarte Frauen und beide Herren waren wohlgeboren.*)

---

*) Dr. Alex. Kaufmann, Cäsarius von Heisterbach, S. 133. Simrock, S. 176. Birlinger, I. Nr. 580. Graf Stadion und das Nebelmännlein.

Der steinerne Mann.

Schöppner Nr. 362.

Zwischen Hüting und Mauern unweit Neuburg an der Donau ragt in dem Thale ein niederes, einem liegenden Manne mit gekreuzten Armen gleichendes Felsstück aus dem Boden. Zu seinen Füßen liegt ein zweiter Stein, welcher wie ein Laib Brot aussieht. Dieser Felsen heißt der „steinerne Mann"; davon geht die Sage: Es war ein Bauer von Baring (Bergen), der hatte ein geiziges und hartes Herz gegen seine Nebenmenschen und behandelte sein Gesinde gar nicht, wie es einem ehrlichen, christlichen Hausvater zukommt. Als dieser einmal auf das Feld hinausging und seine Leute beim Morgenbrot sitzend antraf und sah, wie sie sich einen guten Bissen schmecken ließen, ließ ihm der blasse Neid keine Ruhe und er rief aus: „Ich wollte, ihr fräßet Steiner statt Brot!" In demselben Augenblicke krachte es wie ein gewaltiges Donnerwetter, ein Blitz fuhr hernieder und schlug den „bösen Jackel" in den Boden hinein. Da liefen die Leute hinzu und sahen mit Schrecken das göttliche Strafgericht, denn der geizige Bauer war in Stein verwandelt.

Heilige Hostie unversehrt.

Birlinger I, S. 384.

Waren mal zwei Müller gesessen zwischen Memmingen und Ottobeuren bei Benningen und die waren gar spännig mit einander. Der eine war voll Neids über den andern vom kleinen Zehen bis auf den Scheitel. Er beschloß, seinen Nachbarn um jeden Preis zu vertilgen und that Folgendes, wie die Sage geht. Es ist ein Glaube von gewissen Leuten mit der hl. Hostie vom grünen Donnerstag könne man besondere Zauber treiben. Der böse Müller ging zur hl. Kommunion am grünen Donnerstag, nahm die hl. Hostie wieder aus dem Munde, schob sie in sein Sacktuch und trug sie heim. Des Abends selbigen Tags begab er sich von Hause fort, hinterließ, er wolle diese Nacht wachen wie Christus der Herr und Meister am Ölberg gewacht habe. Festen Schrittes ging's der andern Mühle zu und warf den hl. Leib in die Räder. Kaum

war die Unthat vollbracht, da rief es deutlich aus den Mühlrädern dreimal:

„Mal it, mal it das höchste Gut!“

Das Mühlwerk stand wie mit einem Schlag still. Man untersuchte die Sache, fand die hl. Hostie unversehrt. Im selbigen Augenblicke stürzte dem ruchlosen Frevler seine Mühle mit Höllengekrach zusammen, versank mit Mann und Maus. So erzählt das Volk. Die hl. Hostie ist abgeholt worden mit Kreuz und Fahnen von der Geistlichkeit nach Memmingen, wo sie viele hundert Jahre aufbewahrt worden sein soll. An der Stelle des Wunders erhob sich bald eine Kapelle.

In Ottobeuren in der Klosterkirche sollen Plafondgemälde diese Geschichte darstellen.

Maß und Gewicht kommt vors Gericht.

von Leoprechting, Lechrain S. 73.

Vor etwas 40 Jahren starb in Meitingen der Metzger, war gar ein habsüchtiger Mann, verkaufte alles auf einer verfälschten Wag. Wie er nun begraben war, kam er des Nachts zu seinem früheren Freund, dem Wirt, der ganz für ihn getaugt; denn hatte jener nie das rechte Gewicht gehalten, so gab dieser nie eine rechte Maß. Schleppend und seufzend weizte er nun bei seinem alten Spezi, jammerte immer: ’s Maß und ’s Gwicht kommt vor’s Gericht. Das dauerte so eine Woche, der Wirt, ein schneidiger Mann, ging von seiner Unform nit ab. Am Samstag abend starb nun auch der Wirt. Jetzt gingen beide im Wirtshaus um, daß für einen Christenmenschen keines Bleibens mehr drinnen war. Da wollte sie der Pfarrer beschwören, kam aber schlecht an, mußte mit Schimpf und Schand abziehen. Wie er aus dem Wirtshaus eilig wieder fortgehen wollte, stellten sie ihn noch und sagten ihm, heut über acht Tag kämen sie in den Pfarrhof, wollten fürderhin dort verbleiben. Wie gedroht so geschehen. Im Pfarrhof war kein ruhiges Stündl mehr. Des erbarmte sich ein Pater im Lechfeld und schwur sie, obwohl sie sich mächtig sperrten und schrecklich jammerten, in den Schupfen hinein. Da gehen sie nun alle Nacht um, seufzen männiglich zur Warnung:

„’s Maß und ’s Gwicht kommt vors Gericht!“

Heuwagen versunken.

Birlinger I Nr. 363.

In Franken drunten bei Walldürn, dem berühmten Wallfahrtsorte, fuhr mal ein Bauer an Johanni am heißen schwülen Mittag auf die Wiesen ins Heu. Als man ihn anredete, warum er den Feiertag so entweihe, erwiderte der Bauer: „Hansel hin, Hansel her, mein Heu muß heim.“ Auf einmal versank das Fuhrwerk mit Mann und Roß. Die Stelle wurde mit einem Zaun umgeben. Wenn man dort hinab einen Stein wirft, so saust und braust alles zusammen. Auch soll von Zeit zu Zeit ein Stöhnen aus der Tiefe, dann ein Wiehern und Schnauben der Pferde gehört werden. Hinwieder soll man rufen hören: „Hansel hin, Hansel her, mein Heu muß heim!“

Die Burgruine Rabenschaichen.

Schöppner Nr. 497.

Wenn man auf der Straße von Kempten nach Memmingen das Dorf Hirschdorf hinter sich hat, sieht man etwa eine Viertelstunde unterhalb dieses Dorfes, links neben der Straße am nahen Waldsaume die Ruinen einer zerfallenen Burg, über welche junge Birken und Tannen emporragen. Daneben steht ein Weiler, von mehreren zerstreuten Häusern gebildet, welches bis auf den heutigen Tag den Namen von dieser Burg „Rabenschaichen“ trägt. Hier hauste in alten Zeiten ein gar ungebärtiger Ritter, der Schrecken der ganzen Gegend. Zogen die Ulmer Kaufleute mit ihren Waren aus Welschland des Weges fürbaß, da lauerte Kuno mit seinen wilden Gesellen im Gehölze, plünderte die Reisigen oder ließ sich das Weiterziehen mit blankem Gelde bezahlen. Seine Grundholden bedrückte er auf alle Weise; kam ein Bettler an die Schloßpforte, so hetzte er seine zottigen Rüden nach ihm und sah mit Hohngelächter zu, wenn sie ihn recht übel zurichteten. Das unrecht aufgehäufte Gut ward dann in schwelgerischen Gelagen verschwendet, wobei die geraubten Weinfässer, wenn sie ihres feurigen Inhaltes entleert waren, unter dem Gejauchze der Zechenden in den Burggraben hinabgerollt wurden. So trieb er das wilde Raubhandwerk viele Jahre, fragte nichts nach Gott und nach den Menschen

und so kühne Abenteuer er auch unternahm, immer kehrte er sieg=reich von jedem Strauße heim, so daß es allum hieß: Ritter Kuno hat seine Seele dem Teufel verschrieben, drum richtet keiner etwas mit ihm aus! — Plötzlich stirbt er um die Mitternachtsstunde, von einem blutigen Raube heimgekehrt. Seine Gesellen tragen den Leichnam in das oberste Gemach, von dessen Söller Kuno auf die an der nahen Straße Vorüberziehenden Spähe zu halten pflegte. Indes sie im Erdgeschoß über der Teilung der angehäuften Schätze hadern und lärmen, erschallt plötzlich um die Zinne der Burg ein kreischendes Gekrächze einer Schar Raben, welche bald durch die geöffneten Fenster in das Totengemach hineinfliegen und mit wüt=endem Geschrei das Antlitz des Verstorbenen zerfleischen. Die Totenwächter vermochten sie erst zu verscheuchen, als von dem voll=strotzenden Gesichte nur mehr die nackten Knochen aus dem Leichen=tuche hervorgrinsten. Die Zechenden im Hofe ergriff kalter Graus; sie ahnten Gottes Strafgerichte, verteilten die geraubten Güter unter die Armen oder vergabten sie an Kirchen und überlieferten das Raubnest den Flammen, welche es bis auf das Erdgeschoß verzehrten, das noch heute in seinen Trümmern die Erinnerung an diese Sage aufbewahrt in seinem Namen „Rabenschaichen“.

Das Fluchhaus zu Lauingen.

Schöppner Nr. 395.

Seit undenklichen Zeiten war in dem Hause eines hiesigen Bürgers nichts als Unglück gewesen. Der Vater hatte viel Geld geerbt und trotz aller Sparsamkeit und der musterhaften Haus=haltung seines Weibes hatte er nach Jahr und Tag keinen Heller mehr von der Summe, sondern noch obendrein große Schulden. Brach irgendwo eine Viehseuche aus, so durfte er versichert sein, daß wenn alle Ställe in der Stadt verschont blieben, der seinige gewiß bald von allem Vieh geleert würde. Und so gings immer fort. Der gute Mann grämte sich darüber, wurde gemütskrank und starb endlich in völliger Raserei. Sein einziger Sohn über=nahm nun das Erbe und heiratete ein braves und noch obendrein sehr reiches Mädchen. Allein auch deren Vermögen hatte das Un=glück bald verschlungen. Und ob sie sich gleich Tag und Nacht

plagten, so kamen sie doch immer tiefer in Schulden und hatten endlich kaum mehr das tägliche Brod.

Endlich dachte der Mann, sein Vater habe oft gesagt: der Großvater sei gar gottlos gewesen, der habe das Haus im Fluche gebaut, darum sei kein Segen in ihm. Ich will nichts mehr darin zu thun haben! Dies kam den Leuten lächerlich vor, aber noch lächerlicher, als er wirklich an einem andern Platze ein Haus baute, dann das alte von Grund aus niederriß und aus dem Holze Kohlen brannte. „Die Knallhütte soll keinen rechtlichen Mann mehr unglücklich machen!" sprach er zu den Leuten, welche meinten, er solle das Haus lieber verkaufen. Er hatte neue Angst, was er mit dem Gelde anfangen sollte, welches er für die Kohlen einnehme, aber der Mann, der ihm das Geld schuldig war, machte Bankerott, und so war er der Sorge los.

„Gut", sagte er, „daß der Teufel das Seine vollends geholt hat, jetzt wird Gott seinen Segen doch wieder geben!" Und nun wohnte er in seinem neuen Haus und bei allem, was er anfing, war Segen und Gedeihen. In wenig Jahren hatte er seine Schulden bezahlt, und in seinem Alter war er ein wohlhabender glücklicher Mann, der an seinen Kindern viel Freude erlebte.

„Ein Jeder kann zu dieser Geschichte denken was er will", sagt Jung-Stilling, der in seinen zu Lauingen 1790 gedruckten Schriften diese Begebenheit auch erzählt. „Soviel aber ist wahr: man hüte sich vor ungerechtem Gute, das bringt über kurz oder lang Fluch und Verderben auf Kinder und Kindeskinder. Da heißt's wohl recht, daß Gott die Missethat der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied!"

Wütendes Heer in Ottobeuren.

Panzer II, Nr. 89.

Zu heiligen Zeiten, besonders Weihnachten, vernahmen ehemals die Einwohner von Ottobeuren, besonders die Nachbarschaft in der sogenannten Frongasse, in der Nachbarschaft eine wunderbar liebliche Musik. Jedermann fühlte sich gedrungen, diesem Getön näher aufzuhorchen und die Fenster zu öffnen. Dann warnten aber

die alten erfahrenen Leute, um Gotteswillen nicht vorwitzig zu sein, da alle jene, welche ihre Köpfe zum Fenster hinausstreckten, jedesmal unglücklich wurden, indem ihnen bei Anhörung der wunderbaren Musik und dem Anschauen des Heerzuges, welches Wuetes (Wuətes) genannt wird, die Köpfe riesenhaft anschwollen, so daß sie dieselben nicht mehr zum Fenster hereinzubringen wußten. Den vollen lieblichen Genuß hatten aber ungestraft jene, die sich mit dem Anhören in der verschlossenen Stube begnügten. So wie ich mich entsinnen kann, erzählt Herberger, zog es entweder durch den Hohlweg, der auch Fronweg genannt wird, in der Schelmenheide, südöstlich unter den Guggenberg hinauf, oder in das Teufelsloch im Buschel. Der Buschel ist eine ansehnliche Höhe der auslaufenden Alpen, auf welchen nordöstlich von Ottobeuren die ehemalige St. Michaelskapelle steht. In dieser Kapelle führt eine verschüttete Treppe in die Tiefe und am östlichen Abhang, etwa 30 Schritte unter der Kapelle, führt ein Gang, dessen äußere Mündung großenteils verschlossen ist, wagrecht in das Innere des Berges. Diese Mündung heißt im Munde des Volkes das Teufelsloch und die Sage geht: es sitze ein schwarzer Pudel mit feurigen Augen darin auf einer eisernen Schatzkiste. Dieser Pudel sei der Teufel, und hinter der Kiste sitze eine alte Frau. Würde es jemals gelingen, den Pudel zu bezwingen, so wäre aus den Händen der Alten der Schatz der Lohn.

Wildes Heer bei Kirchheim.

Birlinger I, Nr. 42.

Klostermägde von Maria-Kirchheim im Ries gingen mal noch spät ins Bairische hinüber, hatten dort etwas auszurichten. Auf einmal hörten sie ein Tosen, Sausen und Brausen, Pfeifen und Lärmen, Singen und Geigen. Die Mädchen legten sich augenblicklich in Gräben mit kreuzweis vor die Brust geschlagenen Armen. Eine von ihnen fand für den Augenblick kein Plätzlein: sie wurde vom wilden Heer mit fortgenommen, zwei Stunden weit durch die Lüfte, und fiel bei einem Brunnen herab, wo sie die Nachkommenden besinnungslos fanden. Das wilde Heer habe noch eine Unmasse Sachen herabfallen lassen.

Die wilde Bertha kommt.

Grimm Nr. 268.

In Schwaben, Franken und Thüringen ruft man halsstarrigen Kindern zu: „Schweig oder die wilde Bertha kommt!“ Andere nennen sie Bildabertha, Hildabertha, auch wohl die eiserne Bertha. Sie erscheint als eine wilde Frau mit zottigen Haaren und besudelt dem Mädchen, das den letzten Tag im Jahre seinen Flachs nicht abspinnt, den Rocken.

Die Heiden zu Kettershausen.

Schöppner Nr. 43. Bechstein Nr. 934.

Zu Kettershausen unweit Babenhausen heißen die Wichtelmännchen „Heiden“. Vor dem Ort liegt in einem Hohlweg des Wagners Haus. Vor Zeiten ist es nicht mit rechten Dingen zugegangen, denn die Heiden haben in der Nähe gehauset in einem Berge und sie kehrten oft beim Wagner ein und halfen der Wagnerin in ihrem Hauswesen. Zu Nacht, wenn die Wagnersleute geschlafen, sind sie insgeheim in's Haus gekommen und haben Wasser getragen, die Stube ausgekehrt, den Stall gemistet. Und so ist es in allen Dingen gewesen. Dafür wußte auch die Wagnerin es darauf anzulegen, die Heiden bei gutem Mute zu erhalten, denn alle Abende legte sie ein Brötlein unter die Thür und stellte ein Krüglein mit Wasser dazu und so oft etwas mehr zu thun war im Hauswesen, gab sie drei Brötlein und drei Krüglein, und man hat allezeit reinen Tisch gefunden. So ist es viele Jahre gewesen. Aber plötzlich sind sie ausgeblieben und nicht wieder gekommen; wahrscheinlich hat die Wagnerin das Ding ausgeschwätzt und so etwas können sie nicht leiden, wie man dies aus vielen andern Geschichten weiß.*)

Der Wichtelesberg bei Jürgesheim an der Donau.

Panzer II, S. 155.

Auf dem Wichtelsberg wohnten in alten Zeiten Wichtele; einige sagen, es wären drei gewesen. Die schloffen aus und ein im Wichteles=

*) Der Name Heiden weist deutlich auf einen verdrängten Volksstamm hin, als Grundzug der so häufig und besonders auch in Schwaben verbreiteten Wichtleinsagen. In Schwaben heißen die Wichtelmännchen zumeist Erdmännele, Rotmänndele Erdwichtele.

loch und kamen nachts oft auf den Urfahrhof. War abends die Wäsche für den nächsten Morgen zum Waschen hergerichtet, so haben die Wichteln nachts dies Geschäft verrichtet. Sollte Brot gebacken werden, so fand die Urfahrbäuerin morgens die Laib fertig und sie durfte sie nur in den Ofen einschließen. Einst belauschte der Urfahrbauer die Wichteln und weil sie ganz unbekleidet waren, ließ er ihnen Haes machen und legte sie mit Geld hin, denn er meinte sie müßten sehr arm sein. Sie weinten und sagten: „Nun sind wir ausgelohnt und müssen schlenkern.

Drei Schwestern.

Panzer II, Nr. 116.

Auf dem Rauhenberg bei Dinkelscherben im Wald liegt der Schloßberg, ein mit Graben und Wald umgebener Hügel, auf welchem drei Schwestern wohnten, die man die Fräulẽ von Rauhbe͗g nannte. Den Wald Holsbe͗g vermachten sie der Gemeinde Dinkelscherben. Auch die große Glocke im Turme dieses Marktes ist von ihnen gestiftet. Wegen dieser Schankungen haben sie in Dinkelscherben einen Jahrtag mit Seelamt. Auch den Ettelriedern schenkten sie ansehnliche Gründe; daher müssen jene alle Jahre einen Rosenkranz für sie beten. Als sie einst das Gebet vergaßen, drohte ihre Kirche zu versinken. Vom Schloßberg durch den Müllerberg bis in die Kirche in Ettelried zieht ein unterirdischer Gang. Vor einem Köhler auf dem Rauhberg wollte ein fremder Mann vorübergehen. Der Köhler rief: „Daher, daher!" Der Fremde folgte und lehnte sich mit dem Rücken an den Pfeiler des Meilers. Flammen sprühten aus seinem Rücken. Als der Köhler, vermeinend, jener sei dem Feuer zu nahe gekommen, warnte: „Du brennst ja!" schwieg der Fremde. Der Köhler sah ihm auf die Füsse und bemerkte einen Geißfuß. Er hatte den Bösen gerufen und starb auch bald hernach.

Burk bei Krumbach.

Panzer I, Nr. 79.

In dem abschüßigen Gehäng des Hügels, auf welchem das Dorf Burk liegt, ist eine Höhle, welche sich südlich weit durch den Felsen erstreckt. Vor etwa 100 Jahren wohnte in dieser Höhle die Moi (Maria), die wegen ihrer Klugheit bei dem Volke großes

Ansehen genoß. Sie sagte, es sei auf dem Platze, wo nun die Kirche steht, vor undenklichen Zeiten ein Schloß gestanden, das aber versank. Noch lange Zeit nachher habe man den Gockeler (Hahn) krähen hören. Hier sei ein großer Schatz verborgen, zu welchem man durch den unterirdischen Gang, dessen Eingang sie, die Moi, bewohne, habe kommen können, allein eine Strecke vom Schatze herwärts, nämlich gegen den Eingang, sei ein fließendes Wasser, bei welchem ein schwarzer Hund mit feurigen Augen sitzt, welcher den Übergang über das Wasser, und die Hebung des Schatzes verwehre.

Der Schatz im Steinbühl.

Birlinger I Nr. 112.

Im Steinbühl zwischen Luttolsberg und Frauenzell bei Leutkirch an der bairischen Grenze ist ein Schatz verborgen, eine große Kiste Geld. Alle sieben Jahre „sönnelt" (sonnt) er sich oben auf dem Hügel und versinkt wieder. Einsmals vor vielen Jahren, gingen Bauern von Luttolsberg und Frauenzell auf den Steinbühl um den Schatz zu heben. Es schlug auf einem entferntem Kirchturm zwölfe. Sie gruben über Hals und Kopf und kamen auf eine schwere, schwere Kiste. Aber auf der saß eine kohlrabenschwarze Katz mit feurigen Augen, wie Pflugrädlein. Die Kiste wurde heraufgewogen, aber da wo sie am weitesten heroben, sprang die häßliche Katze hin und sie sank wieder. Kein sterbiges Wörtlein durfte einem über die Lippen kommen. Auf einmal erschien am Wald drüben ein steinaltes Weiblein und umkreiste den Hügel; immer lauter und lauter rief sie: „Laßt das Graben, thuts bei Tag!" Unwillig darüber kam einem von den Luttolsberger Bauern das Fluchen. Im selben Augenblick stürzte Katze und Kiste wieder in den Abgrund des Steinbühl. Hätten sie reinen Mund gehalten, so hätten sie gewiß den Schatz bekommen.

Die Donau will ihr Opfer haben.

Birlinger I, Nr. 202.

Die Donau will alle Jahre ihr Opfer haben, weswegen man Badende, die sich auf ihre Geschicklichkeit im Schwimmen berufen,

mit dem Sprichwort warnt: »dər best Klimmer ist schəo͂ z'taəd g'falla, und dər best Schwimmer ist scheo͂ vərsuffə.« Es gibt auch „Altwasser", welche heimtückisch auf ihr Opfer lauern, besonders auf Kinder, die aus ihnen Wasserrosen holen wollen.*)

Arbeit im Mondschein.

Bechstein Nr. 945.

Es ist im Schwabenlande eine gemeine Sage, daß niemand arbeiten soll im Mondschein, denn solche Arbeit frommt nicht und gehört nicht Gott, wie die Tages- und Lichtarbeit, sondern dem Teufel. Hätte der liebe Gott haben wollen, daß man im Mondschein arbeiten solle, so hätte er dem Monde mehr Lichtstärke verliehen. Die Rede geht, wer doch im Mondschein arbeite, zu dem komme insgemein ein Unbekannter und biete ihm Arbeit an, die dann immer etwas geheimes auf sich habe. Einer Frau, die im Mondschein spann, bot der Fremde, der ihr erschien, einen ganzen Arm voll Spindeln, die sollte sie in derselben Nacht noch alle voll spinnen, wo nicht, so drehe er ihr bei der Wiederkehr den Hals um. Die Frau aber besann sich nicht lange, sie bespann alle Spindeln, auf jeder einmal herum, daß das Holz bedeckt war, so zu sagen nicht mehr rein. Und da konnte ihr der Schwarze, da er wiederkam, nichts anhaben.

Der Mann im Mond, das ist kein anderer als ein Weingärtner aus Schwaben, der im Mondschein noch Rebebüschele machte, dafür muß er nun jahraus jahrein schweben und im Mond sein größtes Rebebüschele am Stöckle auf dem Rücken tragen. Man heißt ihn auch das Besenmännle, den Mann im Mond, weil er am Sonntag Besenreis geschnitten und dafür zur Strafe vom lieben Gott selbst hinauf in den „Man" verwünscht worden ist.**)

---

*) Dieser Volksglaube weist nur zu deutlich auf einen alten Kult hin, „dem Wassergeist müsse man opfern". In der ältesten Heidenzeit wurden den Flüssen ohne Zweifel Menschen geopfert. Das pädagogische Element, „Kinder vom Wasser abzuhalten", darf hier nicht übersehen werden.

**) Simrock Mythologie S. 21.

Christus und Petrus in Lindau.

Panzer II, Nr. 27.

Am späten Abend kamen Christus und Petrus auf ihrer Wanderung nach Lindau am Bodensee, suchten eine Herberge, wurden aber von den Bürgern der Stadt überall abgewiesen. Vor der Stadt wohnte ein armer Taglöhner mit seinem Weibe in einem kleinen Häuschen. Diese nahmen die Gäste willig auf, setzten ihnen Speise, wie sie eben versehen waren, vor und bereiteten ihnen ein Lager von Stroh. Als Christus und Petrus das spärliche Mahl genossen hatten, gaben sie sich den armen Leuten zu erkennen und der Herr sprach, weil ihr so gute Leute seid, so dürft ihr einen Wunsch aussprechen, welcher euch gewährt werden wird. Sie besannen sich nicht lange und meinten, wenn sie um ihre Hütte nur ein Gärtchen und dabei ein kleines Gütchen hätten, wie es die reichen Bürger der Stadt im Großen haben. „Euer Wunsch sei gewährt!“ sprach der Herr. Ehe noch die armen Leute aus dem Schlafe erwacht waren, hatten die Gäste ihre Wanderung am frühen Morgen angetreten. Als der Taglöhner und sein Weib erwachten, war ihr erstes, sich vor ihrer Hausthüre umzusehen. Wie groß war ihr Staunen und ihre Freude, als sie um ihre Hütte einen schönen Garten mit fruchttragenden Bäumen und dabei Wiesen und Äcker mit schweren Ähren erblickten! Eben kam einer der reichen Bürger der Stadt, welchem sie alles erzählten. Dieser eilte in die Stadt zurück; der Rat versammelte sich und faßte den Beschluß, den göttlichen Wanderern eine Deputation nachzusenden und den Herrn auch um die Erfüllung eines Wunsches zu bitten. Als die Abgeordneten die Wanderer erreicht hatten, machten sie viele Bücklinge, brachten Entschuldigungen vor und beteuerten, daß sie ihnen gewiß Nachtquartier gegeben haben würden, wenn sie gewußt hätten, wer sie wären. Ihre Gegend sei schön und fruchtbar, wenn sie nur auch Reben hätten! „Sie seien euch gewährt!“ sprach der Herr. Als die Abgeordneten mit vielen Bücklingen ihren Rückweg angetreten hatten, fragte Petrus unwillig: „Herr, wie magst du den groben Kerln, die uns kein Nachtlager gönnten, Wein wachsen lassen?“ „Beruhige dich Peter“, entgegnete der Herr, „er (der Wein) ist darnach!“ Bekanntlich ist der Seewein etwas sauer.

8

Christus in Schwaben.

Bavaria 2. Band, S. 789.

Nachdem der Herr ganz Schwabenland durchreiset hatte, wollte er zu Landsberg nach Baiern hinübergehen. Da wurde er von dem Brückenvogt angehalten und gefragt, wer er sei, wohin er wolle und was er vorhabe. Darauf antwortete er gar sanftmütig, er sei unser lieber Herr und wolle ins Baierland hinüber, um da seine Schäflein zu suchen. Darauf hat ihm der Brückenvogt entgegnet, da gehe er ganz irre und dürfe schon wieder umkehren, denn da drüben hätten sie keine Schafe, sondern nur Säue.

Woher das Dorf „Aufkirch“ bei Kaufbeuren seinen Namen hat.

Schöppner Nr. 1187.

Am Ausgange des „kalten Thales“, unfern des jetzt noch majestätisch dastehenden Römerturmes zu Helmishofen liegt an der östlichen Hänge das Dorf Aufkirch, dessen Name folgenden Ursprungs sein soll. Die Bewohner wollten die Kirche, die in der Niederung manche Wassergefahr zu bestehen hatte, an einen passenderen Ort verlegen, wo sie geschützter wäre. Sie machten sich also — starke Leute, wie sie waren — daran, die Kirche zu verschieben. Derweil sie an der Arbeit waren, brannte heftig die Mittagssonne. Einer mußte von Zeit zu Zeit hinter die Mauer gehen und nachsehen, ob die Kirche noch keinen Rucker gethan. „Jetzt fällt mir was ein“, rief plötzlich der Gemeindevorstand; mir ist es so recht luderisch heiß, ich leg meinen „Schoopen“ (kurzes Wams) hinter die Mauer, da sehen wir gleich, wie weit wir mit „Schieben“ kommen. Gesagt, gethan! Dem Vorstand machtens die andern nach. Jeder wollte an seinem „Schoopen“ sehen, was die Kirche für einen Rucker gethan. Jetzt ging es wieder an die Arbeit und sie spreizten ihre Füße aus und lupften mit ihren Achseln an der Mauer, daß der Schweiß das Bergele herabrann, wobei der Gemeindevorstand immer zuschrie: „Auf! Kirch!“ „Auf! Kirch!“ — Inzwischen hatte ein Schalk die Schoopen hinter der Kirche weggenommen. Als der Vorstand nun wieder nachsehen wollte, wie nahe sie schon an den Schoopen seien, und keinen derselben mehr wahrnahm, lief er eiligst zu den andern zurück und schrie: „Land gau, land gau, s'isch schon

lang gnue, wir sind schon über d'Schööpe naus!" — Von dieser Begebenheit her heißt das Dorf Aufkirch bis auf den heutigen Tag.

Schwank von Balderschwang.

Schöppner Nr. 42.

Von den Balderschwangern gehen mancherlei Sagen und Geschichten im Land. So hat einmal eine gottesfürchtige Mutter ihr Söhnlein vermahnet, wie es vor jedem Kruzifix nicht nur das Käpplein abziehen, sondern auch, wo es gerade sein könnte, dasselbe andächtig küssen sollte. Das ließ sich der Sohn nicht zweimal gesagt sein und ging mit guten Vorsätzen seines Weges. Da sah er von ungefähr auf dem Felde ein eisernes Ding, wie ein Kruzifix, es war aber eine Mausfalle. Alsogleich entblößte das Büblein ehrerbietig sein Haupt und warf sich nieder das Kreuzbild zu küssen. Aber wehe! die Mausfalle schlägt zu und nimmt dem frommen Büblein die halbe Nase hinweg. Das hat sich aber dessen nicht allzusehr gegrämt, sondern nur verwundert ausgerufen: „O g'rechter Herrgott, wie g'schnell bist du!"

Sitten und Gebräuche.*)

Got weiz wol, den Swaben muoz ieglich
biderber man des jehen,
der sî dâ heime hât gesehen,
daz bezzers willen niene wart.

Hartmann von der Aue.

Die Schwaben sind echt deutschen Bluts, schlank und hoch gewachsen, kräftig gebaut und ausdauernd. Ihre Kinder kommen mit hellblonden Haaren zur Welt, welche mit den Jahren gewöhnlich braun sich färben. Sie sind ein gemütreiches, arbeitsames, nüchternes Volk, dabei lebenslustig, heiter, Gesang und Tanz liebend. Was

*) 1. Bavaria, II. Bd., 2. Abteilung. — 2. Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie 2 Bde. — 3. Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben 2 Bde. — 4. Meier E., Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. — 5. Rochholz. deutscher Glaube und Brauch. — 6. Simrock, deutsche Mythologie. — 7. v. Leoprechting, Aus dem Lechrain. — 8. Schmeller, bairisches Wörterbuch.

der Schwabe angreift, thut er ernst und geschickt und bringt auch in der Regel ein Scherflein hinter sich. Die bürgerlichen Gewerbe blühten schon im Mittelalter, Ackerbau und Viehzucht sind musterhaft. Die Schwaben ziehen gern in die Fremde, daher Sebastian Frank von ihnen sagt: Schwaben und bös Geld findet man in aller Welt. Sie sind tapfer und kriegerisch; schon gegen die Römer waren sie Vorkämpfer deutscher Unabhängigkeit. Der Furor teutonicus ist ursprünglich alemannisch. Dabei sind sie geistig hochbegabt. Jedes Jahrhundert hat eine große Zahl der ausgezeichnetsten Männer hervorgebracht, kein Zweig des Wissens und der Kunst steht zurück, besonders hat die Dichtkunst in Schwaben, zumal im Mittelalter, recht eigentlich ihre Heimat.

Dieser Volksstamm bietet in Bezug auf Volkssitte viel Beachtenswertes, wenn gleich sehr viele Gebräuche und symbolische Handlungen schon lange nicht mehr sind. Folgen wir dem Laufe des Kirchenjahres und sehen zu, was noch ist und was einst war; es wird sich uns ein farbenreiches Bild zeigen, dessen Grundtöne hinaufreichen in das Dunkel grauer Vorzeit.

Der Nikolausabend.

Am Nikolausabend hüllt sich ein erwachsener Mann in eine Ochsenhaut oder in einen alten Mantel, setzt einen alten schwarzen Hut mit Roßhaaren gebrämt auf den Kopf, nimmt Schelle und Rute zur Hand und macht die Runde im Ort. Er zeigt seine Ankunft durch Schellen an, an den einzelnen Häusern durch Klopfen an den Läden, die überall verschlossen sind. Der Butz oder Klos wird in den Häusern eingelassen, wo Kinder sind. Diese müssen nun von ihm einzeln aufsagen, die kleineren Gebete, die größeren den Katechismus. Wird dabei gefehlt, so folgt Züchtigung mit der Rute. Ist das geschehen, so werden vom Klosen Aepfel, Nüsse rc. hingeworfen, die die Kinder auflesen dürfen.

In Kirchheim im Ries geht der „Nußmärte.“ Abends sitzen die Kinder ruhig allesamt am Tische beisammen und erwarten den Nußmärte. Dieser kommt vermummt mit einem großen gefüllten Nußhafen und einem Glöcklein. Er läuft in der Stube herum und läutet immer und wirft zuletzt den ganzen Hafen auf den Boden, daß alles auseinander fliegt und macht sich davon. Dann geht es

an ein Springen und Rapsen bei den Kindern, unter Tischen und Bänken rutschen sie herum und schreien und rufen herzlich vergnügt.

Das „Dottle", „der Göth", Pate muß tüchtig „klausen" d. h. zu Niklaus Nüsse und Aepfel schenken und dazu das „Klausenbrot" in Gestalt von Vögeln oder Schnecken. Westlich der Iller gibt der Pate dem Kinde ein Gebäck aus mürbem Brot „Kreuzermannsbrot." — St. Nikolaus, der Wuotan als Nikudr ersetzen soll, ward zum Knecht Nikolaus, zum Aschen- und Butterklas, der Pelzmärte ist der mit St. Martins Namen bekleidete Wuotan.

Die Klöpfleinsnacht.

In Wasserburg bei Lindau rufen die Kinder:

holla, holla! klopfə̃ mər,
wasch məʿ gəisht, der nəm i á̃;
guəts jaor, guəts jaor! d'ss 's koare wol grat
und huiəʿ und fərt, das wolf'l wəʿd.

In Schwaben heißen die Zwölften*) oder die ihnen vorausgehenden 3 Adventsdonnerstage „Klöpfleinsnächte" wegen der Krapfen und Kröppel, die da gebacken wurden, oder weil die jungen Burschen an Thüren und Fensterläden zu klopfen und jene Krapfen, „Klopfet" zu heischen pflegten. Es wurde auch mit Erbsen, die bekanntlich dem Donnergott gewidmet waren, an die Fensterscheiben geworfen.

Die Zwölften sind ohne Zweifel das höchste Fest des Jahres und zwar deshalb, weil der Umzug, den die Gottheiten in dieser hochheiligen Zeit halten, Feldern und Bäumen Fruchtbarkeit spenden.

Weihnachten.**)

Während der zwölf Nächte geht das wilde Gejaid am ärgsten und ist dies eine Zeit, wo man viel unternehmen kann. Am Vorabend ist schon um 4 Uhr die Vesper, dann geht alles heim, teils zur Vorbereitung des hohen Festes, teils zu den wichtigen Verrichtungen dieser Nacht. Nach der Räucherung und der Besprengung mit dem Weihbrunnen nimmt man ein kaltes Mahl, aus Käse,

---

*) (Das sind die 12 Nächte zwischen Weihnachten und Drei-Königstag.)

**) Siehe 1. Abteilung S. 113.

Brot und Bier bestehend. Darauf liest man in der Legende oder beschäftigt sich wohl auch mit dem Bleigießen. Man gießt nämlich in den drei höchsten Namen siedendes Blei in einen Weitling mit Wasser; aus den Gestalten, die nun das Blei annimmt, kann man ersehen, was dem Gießenden und denen, die ihm angehören, binnen Jahresfrist zustoßen wird. Auch grabt man gerne noch vor der Metten Heu in den Dung ein, welches nach den drei heil. Messen wieder ausgegraben und darauf dem Vieh zu fressen gegeben wird. Solchem Vieh kann dann für dies Jahr keine Seuche an. Einem alten Glauben nach soll das Vieh in dieser Nacht mit einander reden, daß es Menschen, so an den goldenen Sonntagen geboren sind, verstehen können.*) Um 12 Uhr beginnt die Metten, welcher alles im gewöhnlichen Sonntagsgewand anwohnt. Nach derselben nimmt man morgens gegen 2 Uhr die erste Mahlzeit ein, Braten und Bier, dann geht man erst zu Bette. Zur zweiten Messe geht man ebenfalls nur sonntäglich gekleidet, genießt nach ihr die Morgensuppe und dann erst legt man sich festtäglich an. Die schönsten Kleider, der prächtigste Beter (Rosenkranz), kurz was man nur schönes hat, kommt heute ans Tageslicht. Das Amt wird dann auch sehr feierlich gehalten und die Kirche prangt nicht minder in ihrer höchsten Zier. Das Hauptmahl mittags besteht aus Plunzen, Kuttelfleck, gesottenem und gebratenem Fleisch, Sulz und Bier, alles im höchsten Überfluß. Nach der Vesper trinkt man im Wirtshaus ein oder zwei Maß Bier, geht aber wieder zeitlich heim zum dritten Mahl, welches denselben Umfang hat wie das am Mittag.

Im mittlern Ries stellte man sonst gern einen abgehackten Weichselbaum in einen Wasserkübel, dessen Zweige in der Stubenwärme grünend und blühend, über dem Haupttisch eine Art Dach bildeten, das in Fülle auch noch die gewöhnlichen künstlichen Früchte trug.

Der Waldkultus der Germanen ist bekannt. Echt deutsch ist die Liebe zum Waldleben, die sich noch darin ausspricht, daß wir den Tod Freund Hain nennen, weil im Hain in der Nähe des Waldheiligtums die sterbliche Hülle zu ruhen pflegte. Die Ver=

*) Siehe 1. Abteilung S. 91.

ehrung galt aber vorzüglich einzelnen, uralten Bäumen. Ja in den ältesten Zeiten mochte der Baum, dessen Laub und Zweige der Gott durchwehte, zugleich dem Priester des Gottes Aufenthalt gewähren. Wie die Götterwohnung um die Weltesche, so waren die ältesten Gotteshäuser wohl aus Holz und Zweigen um den hl. Baum gefügte Hütten, sehr einfache Tempel. Die hl. Bäume waren auch Opferbäume. Die Häupter und Felle der geschlachteten Tiere werden an ihnen aufgehängt. Häufig war das dargebrachte Opfer von brennenden Lichtern begleitet, sowohl wenn es am Rande einer heil. Quelle dargebracht wurde, als wenn die Kerzen den hl. Baum beleuchteten. Für jedes dargebrachte Opfer erhofft aber der selbstsüchtige Sterbliche hundertfältigen Lohn und so ist es nicht unerwartet, wenn wir den Baum bescheren sehen.

Das heidnische Julfest hat mit unserm Weihnachtsfest wenig Verwandtes und doch ist es nicht zufällig, daß der heil. Baum gerade an Weihnachten begabt. Mit der Wintersonnenwende wird das neue Jahr geboren, die Zeit steht gleichsam eine Weile still. Es ist wie ein Riß, eine Spalte in der Zeit, durch welche die Ewigkeit mit ihren Wundern hereinschaut, darum wird jetzt das Wasser zu Wein, darum können die Tiere reden, darum wachen die Toten auf und blühen und reifen die Bäume.

Johannessegen.

Am 27. Dezember ist Johannes. An diesem Morgen wird in der Kirche der Johannessegen gegeben und der ganzen Pfarrgemeinde Wein aus einem eigens dafür vorbehaltenen Becher zu trinken gereicht. Diesen Trunk heißt man auch den Johannessegen, und geht die ganze Gemeinde dafür zum Opfer. Ebenso wird an diesem Tage Wein geweiht für allenfalls unterm Jahre vorkommende Hochzeiten, wo allzeit das ganze Brautvolk die Johannislieb trinkt. Neben dem lassen sich noch viele Landleute eigens Wein für sich selber weihen, den trinken sie, wenn sie über Land reisen.

Wie die Opfer zu Opfermahlen wurden, bei welchen Priester und Volk die dargebrachten Spenden gemeinschaftlich verzehrten, so pflegte man bei allen feierlichen, ja bei täglichen Mahlzeiten der Götter zu gedenken und namentlich den Hausgöttern einen Teil der Speisen zurückzustellen. Auch bei dem Tranke vergaß man derselben

nicht, es war Sitte ihre Minne, d. h. ihr Gedächtnis zu trinken. Neben Wuotans Minne wurde Thôrs, Freys und Freyjas Minne getrunken. Odins Becher um Sieg und Macht; Freys Horn um gutes Jahr und Frieden. Beim Erbmal trank man zum Andenken an die Verstorbenen; in andern Fällen dem Abwesenden zu Ehren und auch dieß hieß Minnetrunk. Diese Sitte, von welcher unsere Toaste herzurühren scheinen, gab man in christlicher Zeit nicht auf; nur traten Heilige an die Stelle der Götter: St. Martin an die Stelle Thôrs oder Donars, Wuotans und der übrigen Asen; St. Gertrud an Freyjas; Frey scheint dabei St. Stephan ersetzt zu haben. Auch St. Michaels und Johannes des Evangelisten Minne ward getrunken. Wie Gertrud an Freyas, so scheint hier St. Johannes an Odins Stelle getreten zu sein.*)

Neujahr.

Das Neujahr wird allerwärts angeschossen. Zu Kirchheim im Ries ladet jeder wohlhabende Bürger einen ärmeren zum Essen ein. Die armen Leute gehen Läf.l bëttlə! Läfel ist ein Kipfbrot, das man für Glückwünsche erhält. An diesem Tage liefert die begüterte Bäuerin Krapfen, Kränze, Bretzgen u. dgl.

Dreikönigstag.

Eine schöne alte Sitte waren „die drei Könige mit ihrem Stern". In der Regel gingen Buben in ergötzlichen Anzügen, mit Goldpapierkronen, weißen Hemden und Gürteln umher. Der Mohr war natürlich der Hauptmann. Ein Stern aus Goldpapier wurde oben an einem Stänglein befestigt und mit einer Schnur in Bewegung gesetzt.

Dabei sangen sie folgenden schönen Vers:

Wir kommen daher aus aller Gefahr
Und wünschen euch allen ein glückseligs neu's Jahr,
Glückseligs neues Jahr, eine fröhliche Zeit,
Wie es Gott der Vater vom Himmel rab geit,
Vom Himmele ra die ewige Freud
Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist.

*) Siehe Simrock S. 489.

Wir ziehen wohl über eine Heide hinein,
Wir fanden Maria, ihr Kindelein klein,
Ein Kindelein klein, ein großer Gott,
Der Himmel und Erde erschaffen hot.
Wenn ihr uns ebbes geã wend,
So gend es au bald,
Wir müssen no roasa dur an finstern Wald,
An finstere Wald, an tiefe Schnee,
Des thuat deana heiliga Dreikönigen weh.

Haben sie etwas empfangen, so sagen sie:

Izt hot ma uns Herra a Reichle geba,
Der liebe Gott laß es mit Freuda verleaba.
Vergelts Gott!

Der Dreikönigstag ist auch ein Berchtentag. Diesen Tag begehen heißt „bechten." Kinder und Handwerksburschen sammelten dabei Gaben. Das „Fechten" unserer Wanderburschen leitet daher seinen Ursprung. Die Umzüge an diesen wie an den vorhergehenden Festtagen erinnern an die Umzüge der Götter, das nächtliche Anklopfen an die Häuser daran, daß das Götterheer, wo es anklopfte, Segen brachte. Der leitende Gedanke dieses Festes und der nächstfolgenden ist das neugeborene Licht und der wiederkehrende Frühling. Schon zu Dreikönigen glaubte man den Tag etwas gewachsen. Zur Feier wird ein Kuchen angesetzt und durch die eingebackene Mandel eine Königin erwählt. Diese Königin ist die als Jahresgöttin gedachte Berchta von brechen=leuchten, scheinen.*)

Fastnachtszeit.

Von all den vielen Bräuchen aus dieser Zeit erwähnen wir bloß einen aus Oberschwaben. Bis vor einigen Jahrzehnten ergötzte sich das junge Landvolk um Sonthofen und Burgberg zur Fastnachtszeit mit einem höchst eigentümlichen an uralte Anschauungen und Gebräuche gemahnenden Spiele, das „Egga" geheißen. Ein Haufe vermummter Bursche führte auf den Hauptplätzen dieser Orte alle Beschäftigungen des Feldbaues in komischer Verkehrung auf. Die Werkzeuge der Ackerleute hatten alle ein lächerliches Aussehen, wo irgend ein verkrüppelter, krummer, knorriger Baumast gefunden

*) S. 2. Abteilung S. 129.

wurde, mußte er zum Stiele einer Haue, eines Spatens, eines Dreschflegels dienen, an den Pflug, der aus einem unförmlichen Block bestand, wurden als Pferde vier bis sechs Bursche mit großen Roßköpfen, weißen Hemden und langen Beinkleidern gespannt, um die Hüften trugen sie breite mit Rollen und Schellen behangene Riemen; von gleichem Gespann ward die Egge gezogen. Nachdem nun eine Zeit lang beim Schall von Trommel und Pfeife alle Vorrichtungen des Feldbaues vorgenommen worden, erschien unter den Burschen eine Hexe gräulichen Aussehens, welcher die Hauptrolle des Spiels zukam. Diese Unholdin tobt sogleich unter die Pferde, welche sofort scheu werden und in wildem Laufe nach allen Seiten auseinander stieben, bis sie unter dem Gelächter des Volks von den Fuhrleuten mit Mühe wieder eingefangen werden. Ferner stiehlt oder verdirbt die Hexe den Arbeitern das Gerät, nimmt während des Zuges heimlich die Räder vom Pflug und das Saatgetreide aus dem Sack und zerrüttet die Gaben. Halten aber die Leute vor einer Schenke zum Vespertrunk oder wollen sie das Essen verzehren, welches man ihnen aufs Feld gebracht, so schleicht die Hexe hinterrücks heran, leert die Krüge und verdirbt die Speisen, wobei es jedesmal ein großes Hetzen und Verfolgen zwischen der Hexe und den Bauleuten abgibt, bis zum Schluße die ganze Schar zu Rast und Vergnügen ins Wirtshaus gelangt.

Dieses Spiel verrät in seinem Inhalt und in seinen Formen Züge des höchsten Altertums. Schon die Gewandung der verkleideten Rosse gleicht vollkommen den in den ältesten Schemenlaufen vorkommenden Trachten: Tierlarven, Schellengürtel und weiße Kleider fanden sich bei allen Schönpartlaufen des deutschen Mittelalters. Die Darstellung der Feldarbeiten, gerade in der Zeit, da sie in Wirklichkeit wieder beginnen, mahnen deutlich an die Feste, Umgänge und Gebräuche, mit denen das Wiederaufleben der Natur überall von den germanischen Stämmen begangen wurde. Höchst charakteristisch ist dabei, daß alle Verrichtungen verkehrt, alle Werkzeuge unbrauchbar sind: einmal ist diese Selbstironie des Volkes in seiner Hantierung bei einer ganzen Reihe von nordischen, englischen, flandrischen und mitteldeutschen Festen üblich und überall ein Zeichen echter Volkswüchsigkeit und hohen Alters. Die Unholdin, die hier zur Hexe hinabgesunken, ist ursprünglich nichts anderes als die in der

deutschen Mythologie eine bedeutsame Rolle spielende Göttin, welche als Roggenmuhme,*) Preienscheuche, Kornwif ꝛc. die Arbeiten der Menschen in der von ihr beschützten freien, unentheiligten Natur stört und hindert. Das Fest hatte in der heidnischen Zeit wohl die Bedeutung durch ein Opfer die Gottheit, deren Macht man scheute, geneigt zu machen, später in der christlichen Zeit wird dann daraus ein Verbrennen oder Ersäufen der Hexe, der alten Frau, wie uns das so vielfach bei der Frühlingssonnenwende begegnet und zuletzt begnügt man sich mit einem Austreiben, Verscheuchen derselben in den Wald, aus der Gemarkung des Dorfes.**)

Funkentag.

„Der erste Sonntag", sagt Meier, „welcher auf den Aschermittwoch folgt, heißt in Oberschwaben Funkentag, Funkensonntag, auch Scheibensonntag, verschieden von dem weißen Sonntag nach Ostern. An diesem Funkensonntag werden auf Bergen „Funkenfeuer" gemacht und feurige Scheiben in die Luft geschlagen. Früher hielt man es so: Man sammelte Holz im ganzen Orte, baute auf einem nahen hohen Berge einen Scheiterhaufen, steckte eine Stange hinein und befestigte an derselben ein mit lumpigen Kleidern und mit einem Strohhute bedecktes Strohbild, das eine

---

*) Die Riesen vertreibt die Kultur, welche die Wälder lichtet und selbst Gebirge urbar macht, das wilde Steinreich bewältigt, das in den Riesen vorgestellt ist. Eine Riesin heißt Jarnsaxa, die Eisensteinige und im Eisenwalde wohnen die Jarmvidiur. An diese Riesinnen des Eisengesteins erinnert es, wenn deutsche Sagen von der Roggenmuhme, von der eisernen Bertha reden. Die Roggenmuhme könnte aus Rocken, d. h. Felsenmuhme entstellt sein. Simrock S. 392.

Zuweilen reitet der Bilwiß auf einem Bock durch das Getreide, was an Thor und wieder an die Roggenmuhme erinnert. Hier ist die Herabwürdigung unverkennbar: Das Umgehen des Bilmiß oder der Roggenmuhme im Getreidefeld hatte ursprünglich einen wohlthätigen Sinn. Als eine mütterliche Gottheit schützte sie die Äcker und machte sie fruchtbar. Wenn das Korn im Winde wogt, so sagt man, der Eber gehe hindurch; das erinnert an Fros Eber, des Gottes der Fruchtbarkeit. Man hört auch sagen, der Wolf geht im Getreide: vielleicht Wuotans heiliges Tier, und so mahnt der Bock des Bilwiß an Thor, der wie Wuotan Erntegott ist. Simrock S. 422.

**) Siehe Bavaria II, S. 834.

Hexe vorstellte. Der Holzstoß wurde sodann angezündet und verbrannt. Es waren dabei immer mehrere hundert Menschen, alte und junge, anwesend und sangen ein geistliches Lied."

Daß wir ein uraltes Volksfest vor uns haben, ist wahrscheinlich. Wenn wir die zahlreichen Winter- und Sommerfeste unserer deutschen Vorzeit betrachten, so wird es uns nicht entgehen, im Funkensonntag ein solches wieder zu erkennen. Schon die Jahreszeit berechtigt uns zu dieser Annahme und läßt in ihm ein Fest zu Ehren des anbrechenden Frühlings, der wiederaufgeschlossenen Erde, wenn die Saaten überall hin hervorkeimen, nicht unwahrscheinlich ahnen. Auf Donar und seine Attribute, seinen Blitzstrahl deutet ohne Zweifel das Funken- oder Scheibenschlagen. Dazu kommt noch, daß Berg und Hügel wesentlich waren. Donar ist Berg- und Felsengott; auf Berggipfeln thronend schleudert er seinen Blitz. Wie dies auf den anbrechenden Frühling zu deuten sein mag, so erkennen wir im Funkenfeuer zugleich den scheidenden Winter. Das Verbrennen der Hexe läßt es erraten. Derlei Feuern ist besonders auch in Schwaben das Verbrennen symbolischer Figuren eigen. Das Judasverbrennen*), die Hexe verbrennen ist nichts anders als die winterliche Zeit, es ist wie das Tod- und Götteraustragen anderwärts.**) Die rechte Bedeutung dieses Brauches ging dem Volksbewußtsein frühe ab und an seine Stelle trat irgend ein aus dem Hexenglauben der drei letzten Jahrhunderte entsprungener symbolischer Gebrauch.***)

Palmsonntag.

Am Palmtag werden die Palmbüschel geweiht und an überlangen Haselruten zur Kirche deshalb getragen. Westlich der Iller wird vorzüglich die Eibe zu „Kreuzruten" verwendet. An diesem Tage schneidet man auch die Haselstecken, welche beim Austreiben

---

*) S. 1. Abteilung S. 103.

**) S. 2. Abteilung S. 130.

***) St. Mattheis bricht das Eis. Immer wird im Carneval das erste eigentliche Frühlingsfest begangen. Der Name Gründonnerstag rührt von dem Gebrauch her, an diesem Tage ein Mus von neunerlei frischen Kräutern zu essen, worunter auch Brunnenkresse und Sauerklee. Das zweite Frühlingsfest fiel dann auf Ostern. Simrock S. 553.

des Viehes dienen. Man stellt sie in die Ecke des Stalls als Schildwachen wider Hexerei und die mit ihnen ausgeteilten Schläge gereichen dem Vieh zum Frommen. Am gleichen Tage beginnt auch das Backen der gesalzenen Bretzeln und dauert bis Ostern.

Der Karfreitag.

Der Karfreitag, auch der stille Freitag geheißen, versammelt früh morgens die Gemeinde zu den an diesem Tage üblichen Kirchenfeierlichkeiten, nach deren Beendigung allezeit ein oder mehrere Häuser in ihren Inwohnern je nach der Größe der Gemeinde eine Stunde vor dem Allerheiligsten dem zehnstündigen Gebet obliegen, was bis zur Einsetzung am Abend dauert. Die Kirchenfenster sind mit schwarzen Loden verhängt und der Nebenaltar, vor dem die Andacht, mit farbigen Glaskugeln schön beleuchtet und geziert. Zur Seite dieses Altars auf dem Boden liegt ein Kruzifix, dessen Wundmale jeder beim Kommen und Gehen andächtig küßt. Diese Andacht ist um so schöner, als die ganze Gemeinde da wie eine Familie zusammensteht, und hl. Ruhe und Fassung beseelt die ganze Feier.

Das Weihholz.

Vor dem Gottesdienst am Karsamstag wird zuerst das Feuer vom Ortsgeistlichen geweiht. Der Meßner macht auf dem freien Platze vor der Kirche ein Feuer aus Hobelspänen und größerem Holz an. Wenn nun das lustig brennt, so beginnt die Weihung desselben. Ist dies geschehen, so drängen sich die Schulbuben mit ihren Weihhölzern herzu und stecken sie ins Feuer. Je verbrannter und schwärzer dieselben sind, desto besser. Die kleinen Buben können den ersten Andrang nicht mitmachen, sie müssen warten bis die größern weg sind. Dann stecken sie auch ihre Hölzer in das noch glimmende Feuer und schwärzen mit Kohlen ihr Weihholz. Ein solches ist vier bis sechs Fuß lang und stets aus drei verschiedenen Holzarten gebildet. Man legt sie während eines Gewitters auf das Feuer, um dadurch Blitz und Hagelschlag von Haus und Feld abzuhalten.

Ostermann.

Gleich dem Judas und der Hexe wurde auch der Ostermann in übermenschlicher Größe mit ausgestreckten Armen aus langen mit Stroh umwickelten Stangen dargestellt, auf einer Anhöhe aufgepflanzt und in der Nacht des Ostersamstags nach der Feier der Auferstehung mit geweihter Kerze angezündet und verbrannt. Drei Bursche zogen, jeder dreimal, einen Kreis um die Asche mit einem Stabe herum; alle verließen dann die Brandstätte. Am Ostermontag sammelten die Bewohner des Dorfes die Asche, streuten sie auf ihre Felder und besteckten diese zugleich mit Palmzweigen, welche am Palmsonntage geweiht und mit Holzstäbchen, welche am Karfreitag gebrannt und geweiht worden waren, um ihre Felder gegen Schauer zu schützen. Den Ostermann erkennt man in dem gekleideten Bildnis des bösen Geistes, welches in den Kirchen auf dem Lande angezündet, von der Höhe herabgeworfen, dann in Stücken oder Flecken unter das Volk vertheilt wurde, es riß sich fast darum und steckte sie auf die Felder, in der Zuversicht, daß der Schauer die Saat nicht verderben werde.

Es läßt sich vermuten, daß das Verbrennen solcher Götterbilder mit Opfern in Verbindung stand. Cäsar bezeugt es in einer merkwürdigen Stelle des gallischen Krieges: „Andere haben ungeheuer große Götterbilder, deren aus Weiden geflochtene Glieder sie mit lebendigen Menschen ausfüllen und anzünden, wodurch diese den Geist aufgeben müssen. Sie glauben, daß den Göttern Diebe, Straßenräuber oder andere Uebelthäter die angenehmsten Opfer sind; wenn diese aber fehlen, so begnügen sie sich auch mit unschuldigen.“

Für das Schleudern der im Osterfeuer angezündeten Scheiben sind beim Volke die Ausdrücke gebräuchlich: Scheiben treiben, Bolzen treiben und Scheiben schlagen. Künstliche Scheiben wurden aus Brettern vom Wagner gemacht. Gleich einem strahlenden Stern wurde der Rand gezackt; darauf brachte man eine Lage Pech an und wickelte die Scheibe in Stroh ein. Im Fluge sprühte sie Funken und bildete allerlei schöne Wendungen und Gestalten. In Tettnang, im Kloster Weingarten &c., trieb man sonst die erste Scheibe immer zu Ehren der höchsten Dreifaltigkeit und sagte während des Schwingens jedesmal folgenden Spruch:

scheible aus und ein,
wem soll die scheibe sein?
die scheibe soll der höchsten dreifaltigkeit sein!

Die zweite Scheibe verehrte man der Landesregierung, dann dem Pfarrer, den Ältern, Geschwistern und Andern. Aber auch Mädchen, welche sich im Jahre unbeholfen benommen oder lächerlich gemacht hatten, wurde eine Scheibe zur Beschämung geschlagen; auch Verbrechen, wenn die That noch nicht allgemein bekannt war, wurden auf solche Weise an das Licht gezogen.

Mit der Feuerscheibe konnte demnach die hl. Dreifaltigkeit geehrt werden; sie zeigte sich geliebten und geehrten Personen hold, beschämte und rügte Lächerliches und Unziemliches, brandmarkte das Laster, enthüllt das Verbrechen und verschont selbst den Teufel nicht. Sicher dachte man sich dabei ein höheres göttliches Wesen, welches die Scheibe lenkte. Sieht man sich nach älteren Denkmälern um, so bietet sich der Vergleichung zunächst die Saelde, ein höheres weibliches Wesen an, das bei den Dichtern des 13. Jahrhunderts vorkommt: »der Saelden schîben trîben». Amis. 2053; »jar walzet ir (der Saelde) gelückes rat vil staeteclich ûf und nider, her und hin, dan und wider loufet es.« Troj. 2349.

Ostern.*)

Das Auferstehungsfest unseres Herrn und Heilandes wurde schon in den ältesten Zeiten auf die freudige Zeit des wiederkehrenden Frühlings verlegt. Alles ist an diesem Tage feierlich und mit dem höchsten Schmuck angethan. Die Kirche im Prang ihrer Heiligtümer und Zieren, die Leute durch Anlegung ihres schönsten Gewandes, das auf solche Zeiten aber nur für den Morgengottesdienst aufgespart ist. Auch geht heute die ganze Gemeinde, selbst die Kinder, zum Opfer auf zwei Altären. Bei der Vesper wird der heilige Kreuzpartikel geküßt und dabei ein Umgang um den Hochaltar gehalten und dabei ein Pfennig geopfert, de dem Opferstock gehört. Den geweihten Eiern wohnt ein kräftiger Segen inne. Wenn man kann, nimmt man solche, die am Gründonnerstag gelegt worden sind, und grabt sie unter die Thürschwelle des Hauses,

*) Siehe 1. Abteilung S. 104.

die zurückgebliebenen Schelfen der geweihten Eier streut man auf die Saatfelder.

Mai.

Der 1. Mai wird allgemein mit Freuden begrüßt. Uralt ist die Feier dieses Tages. Die demselben vorhergehende Nacht gilt als die Haupttrudennacht, ist also noch gut heidnisch. Sie gehört als Freinacht mit all ihrem Unfug den Ledigen. In ihr werden auch die Maibäume gesetzt, aber nicht die großen, hochaufgezierten, sondern Maien, so man den braven Dirnen auf den First ihres Hauses oder vor ihrem Fenster aufsteckt. Es sind grüne Tannenbäume mit farbigen Bändern, Marschanzkern, Kipferln ꝛc. Anderntheils werden aber auch dürre Bäume mit verschmierten Hadern und einem Strohmann mit altem zerrissenen Janker und Hut den übelbeleumundeten Weibspersonen zu großer Schande aufgesteckt.

Im Mai ist die Hauptzeit zum Aderlassen. Die mehrsten lassen sich des Jahres öfter, alle aber wenigstens einmal des Jahres und dies im Mai. Der Aderlaßtag ist auf dem Lande ein drei Tage dauernder Ruhetag. Mit dem Ausdruck »I há' mə lassn« (zur Ader nämlich) verbindet der Landmann das von Natur und Gesetz ihn verpflichtende Bewußtsein größter Ruhe, besserer Nahrung und starken Trunks. Durch angemessenen Genuß von Bier, Branntwein und Semmeln muß man den Verlust des Blutes wieder zu ersetzen suchen, »d' Adə'lass ausle̍sch'n«. Auch darf nur im aufnehmenden Mond der Aderlaß geschehen.

Der Wasservogel.*)

Im Kreis Schwaben kommt der Wasservogel an verschiedenen Orten in mannigfachen Variationen vor. Panzer teilt im 1. und 2. Bande seiner Beiträge zur deutschen Mythologie den Brauch mit, wie er an verschiedenen Orten zur Darstellung kommt. Nehmen wir ihn, wie er beispielsweise zu Markt-Biberbach gehalten wird.

Der Wasservogel wird ganz in Lindenlaub gehüllt. Eine Blumenkrone auf dem Kopf, ein hölzernes Schwert in der Rechten, reitet er zwischen zwei Reitern, welche ihn mit eisernen, gezogenen

*) Siehe Schmeller, Bair. Wörterbuch. I, Sp. 436.

Schwertern bewachen; denn könnte er ihnen entkommen, so würde er dem Wirtshause zueilen, und was er dort verzehren würde, müßten die andern bezahlen. Der Spruch lautet:

iəz bringə̃ məʿ buəbə̃ ʾn Wassəʿvogl,
waəs kaə̃ mensch woher er is gflogng;
er is geflogng ubəʿ das ried,
er macht ʾn bauəʿn ʾs wassəʿ so triəb,
und wenn dəʾ bauər ain ross will habm,
muəs er ain sak voll thalə̃ zaln;
sak voll thaləʿr is noh nét gnueʾ,
ain krətz·n voll àər ghört àʾ dəzuə;
krətz·n voll áər is noh nét gnuəʾ;
haf·n voll schmalz ghört àʾ dəzuə;
haf·n voll schmalz is noh nét gnuə̃,
ain hàlbs eməʿlə̃ bieʿ ghört áʾ dəzuə;
iəz is gnuəʾ.
iəz reid·n mər alle ʾm wirtshaus zuə
àər, schmalz, ge̬ld
regirt die ganze we̬ld.
buəbə̃! da heb məʿ widər á̃,
das ding steht üns gar wohl á̃,
meʿ danken ünsəʿn heʾn Jesu Crist,
dəʾ fir üns am kreuz gestorben ist.

Aus einigen Häusern wird der Wasservogel vom oberen Stock herab mit einem Schäffel Wasser begossen. Das Fest findet zumeist am Pfingstmontag statt. An andern Orten wird der Pfingstl oder Wasservogel in den Brunnen oder in den Fluß geworfen oder auch dreimal in den Brunnentrog getaucht. Aus den schwäbischen Umzügen ist noch besonders hervorzuheben, daß es Pferdehirten sind, welchen der Wasservogel plötzlich erscheint und die er sich auf den besten und stärksten Rossen zu Begleitern bei seinem Umzuge unter den Menschen wählt. Seine Wohnung ist ihnen unbekannt, er kam über das Meer, über Berg und Thal angeflogen, stürmische Wogen wühlten den Grund und trübten den Fischen das Wasser. Das erfordert des Gottes Erscheinung. Wenn, sprechen die Hirtenjungen, die Bauern das Pfingstreiten verbieten, so werden sie keine Rosse mehr hüten und die Bauern kein Korn mehr ab-

schneiden, das will sagen: Segen und Fruchtbarkeit werden von ihren Fluren weichen, wenn sie den Gott nicht verehren. Man sieht, daß sich der Wasservogel mit Wuotan und Donar berührt, welche auf ihren Wagen erscheinen und um Gedeihen der Frucht und milden Regen angerufen werden.

Daß dem feuchten Gott Feste gehalten und dabei Opfer gebracht wurden, läßt sich erwarten. Bei ihrem Umzug verlangen die Jungen Eier, Butter, Schmalz, Brod, Bier u. dgl. Gaben, welche sich für solche Mahle eignen.

Es sind die Vorstellungen des Altertums von Luft, Wind und Wetter, die es wie alle ihm wahrnehmbaren Kräfte der Natur nach seiner Empfindung heiligte und personifizierte, und die uns im Wasservogel entgegentreten.

Die Verbindung der Vorstellung vom Wind mit dem Adler fällt in frühe Zeit. Wie der griechische Zeus, so gesellte sich der germanische Wuotan den König der Vögel bei. Der Wasservogel, als Gott der Winde und Wogen, hat deshalb bei Griechen, Römern und Deutschen seinen Sitz auf dem Dachgiebel erhalten. Daß er den Hirten zuerst erscheint und mit diesen auf dem stärksten und schönsten Rosse seinen Umzug hält, hat seinen guten Grund. Er selbst gleich Wuotan reitet das schönste und stärkste aller Pferde.

St. Johannistag.

St. Johannistag (24. Juni) fällt in die Sommersonnenwende. Dieser Zeitpunkt spielt in den religiösen Anschauungen der alten germanischen Völker eine große Rolle. In diesen Augenblicken dachte man sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gleich geworden; daher die vielen abergläubischen Sitten, die Zukunft zu erforschen und sein Schicksal zu erfragen. Die ganze Natur nimmt einen andern Lauf. Der schöne Sommer, dessen Einzug mit dem Austreiben des Winters in zahllosen Frühlingsfesten gefeiert worden, beginnt am St. Johannistag schon ein wenig zu weichen, um dem unerbittlichen Winter allmählich Platz zu machen.

In Obermedlingen hielten die Erwachsenen und Verheirateten die Feier auf dem höchsten Punkt des Berges in folgender Weise: Sie bestrichen ein altes Wagenrad mit Pech, umflochten es mit Stroh, pflanzten einen etwa 12 Fuß hohen Pfahl in den Boden,

steckten darauf das Rad mittels der Nabe, häuften Wellen darauf und zündeten es zwischen Licht und Dunkel an. Wenn das Rad lichterloh brannte, die Flamme hoch aufloderte, sagten alle zugleich einen Spruch, gen Himmel die Augen und Arme emporrichtend und die Hände ineinandergelegt.

In Deffingen sagt man folgenden Spruch:

huit ischt sanct Johannistag,
keit mər ə̓ scheit vo͂n ladə͂ 'ra',
sanct Veit gloria!
himmel himmel fuirlé!
gönnt uns au' ə͂ stuirlé.
wenn's uns welnt kai͂ gebə͂,
lànt uns do mit freudə lebə͂;
scheitlé 'raus, scheitlé 'raus!
widər in ən anders haus.

Dann wurde das Feuer vom gesammelten Holze angezündet, darüber gesprungen und gesprochen:

flachs, flachs!
dass der flachs dés jaur
siebən ellə͂ lang wachs.

Daß derlei Feuerspringen auf einen alten Sonnenkult zurückzuführen sei, ist unzweifelhaft. Die Sitte brennende Strohräder von Bergen herabzulassen, hat sicherlich Bezug auf die Sonne. Charakteristisch ist das Beten um Gedeihen des Flachses, man sieht hieraus, wie das Volk die Flachsernte so sehr von der Gunst der Sonne abhängig macht. Zur Zeit der Sonnenwende öffnen sich die heiligen Berge, sonnen die drei Jungfrauen ihre Schätze und zeigen sich den Menschen. Man erkennt daraus, daß es bei den Bräuchen weniger auf wirtschaftlichen Nutzen als vielmehr darauf abgesehen war, den Flachs, aus welchem die Nornen die Lebensdauer und die Geschichte der Menschen spannen und woben, vor verderblichen Einflüssen zu schützen und sein Gedeihen zu fördern.

Der Glaube an die reinigende und neubelebende Kraft des Feuers war im Altertum tief eingewurzelt und hat noch in unsern Zeiten unverkennbare Spuren zurückgelassen. Die Sitte Söhne und Töchter durch ein Feuer gehen zu lassen, bezeugt für Deutschland Nikolaus von Dinkelsbühl († 1433): „Dahin (zu den Überbleibseln

des Heidentums) gehören: durch Feuer zu reinigen oder Lichter anzuzünden, über Feuer zu springen, Kinder über Feuer zu tragen, um sie zu heilen und noch vieles andere, was unsinnige alte Weiber leichtgläubigen Frauen für sich oder für ihre Kinder anraten, als durch das Feuer zu springen, durch Feuer zu reinigen, die Nägel oder Haare zu verbrennen oder andere Gebräuche bei dem Feuer und Herd; was alles geschieht aus Abgötterei des Feuers, welches sie wie Gott verehren. Dahin gehören noch viele abergläubige Bräuche, welche bei den Johannisfeuern stattfinden und denen Abergläubige bestimmte Kräfte beimessen, wie das Hinübertragen, das Hinüberspringen und viele andere nichtige Dinge, welche die Heiden bei der Verehrung des Feuers beobachteten."

Fronleichnam.

Fronleichnam, das höchste Fest der katholischen Christenheit, wird auf dem Lande ebenso schön als feierlich gehalten. Die ganze Gemeinde nimmt an dem festlichen Umgang zu den vier schön aufgeputzten Altären teil, alle Häuser sind mit Blumen geziert, der Boden ist mit frischen Kräutern und den Blättern der Antlaß-Rosen dicht bestreut, der Weg mit Maien (Birken- oder Erlenzweigen) umgrenzt, und dem Ganzen noch der Stempel der Andacht und des lebendigen Glaubens aufgedrückt. Alles ist im höchsten Feiergewand, hat den schönsten Beter und selbst die kleinsten Kinder, welche man an die Altäre hinträgt, damit sie dort des gespendeten äußerst kräftigen Segens teilhaftig werden, sind mit schön verzierten Skapulieren umhängt. Diese kirchliche Feier heißt das Fronleichnamsfest, doch sonst wird alles darauf bezügliche der Antlaß genannt. Ebenso nennt man die acht Tage dauernde Kirchenfeier die Antlaßwoche oder im Antlaß. Sie schließt sich am folgenden Donnerstag ebenfalls mit einem Umgang. Dieser geht jedoch nur auf dem Freithof um die Kirche herum, während der erste durch das ganze Dorf und oft noch ein gutes Stück durch das blühende Gefilde seine feierlichen Schritte zieht. Am Vorabend vom Antlaß ist jedes Haus hoch beschäftigt, sonderlich der vielerlei Kränze halber. Denn nicht nur, daß in der Kirche alle Altäre, Bildstöcke, der Himmel und die Fahnen mit Kränzen vom Singrün

(vinca minor) umwunden werden, macht auch noch jedes Haus für sich vier Kränze, den ersten vom Terksenlaub (Elsenbeerbaum, auch Trudenblüebaum, prunus padus); den zweiten vom Hasellaub (corylus avellana); den dritten von unseres Herrn Näglein (sedum acre) und den vierten vom Feldthymian (thymus serpillus). Diese vier Kränze werden mit Wifft zusammengebunden und ihnen irgend noch eine heilige Tafel beigefügt, dann in einem großen Kretzen in der Kirche nächst dem Hochaltar aufgestellt. Während dem Antlaßumgang werden sie nun von einem Buben in diesem Weidenkretzen auf dem Kopf herumgetragen und bei jedem Evangelium auf den Altar gestellt. Dadurch werden sie hochgeweiht. Unter der Antlaßwoche bleiben sie in der Kirche am genannten Platz, machen beim Antlaßausgang nochmals den Freithofumgang mit und werden dann erst nach Hause genommen. Auf den Abend trägt sie dann der Bauer oder die Bäuerin selbst auf jedes der zwei Felder, besprengt sie mit einem hohen Weihbrunnen und wirft sie dann zerreißend im Namen der hl. Dreifaltigkeit durch die Lüfte über ihr Feld dahin. Dies geschieht, damit kein Durchschnitt oder sonst eine Bosheit dem Felde widerfahre. Die Kränze vom Sinngrün, womit die Kirche geziert war, werden ebenfalls beim Antlaßausgang heruntergenommen und zu Hause vor den Kammerfenstern aufgehängt. Sie sind gut gegen den Wetterschlag, ebenso die Maien, deren Laub man auch aufbewahrt. Der schöngezierte Himmel, unter welchem der Herr das Allerheiligste trägt, wird von den vier Gemeindebevollmächtigten getragen, den Rauchmantel halten zwei der sonst angesehensten Bauern, Wirte oder Müller, und die Wetterkerzen trägt der Kirchenpfleger, welcher unmittelbar hinter dem Himmel geht. Alle sind ebenfalls mit Kränzen um ihr Haupt geziert. Ebenso tragen an diesem Tage die Jungfrauen den Jungfrauenkranz und ein weißes Fürtuch.

Maria Kräuterweih.

Der 15. August ist Maria Himmelfahrt oder gewöhnlich Maria Kräuterweih genannt. Das ist ein hoher schöner Feiertag, an welchem vor Beginn des Gottesdienstes die Sangen geweiht werden. Dies sind große Kräuterbuschen, von welchen jedes Haus einen weihen läßt. In diesen Sangen sollen vorzugsweise folgende

Kräuter eingebunden sein: Vor allem die Himmelskerzen in Mitte des Busches und hoch hinausragend, das Wollkraut (verbascum thapsus. davon der Wollenblumenthee bereitet wird); gewöhnliche Mooskolben (typha latifolia); Bibernell (pimpinella saxifraga): Frauenkraut (Hartheu, hypericum perforatum); Glocken (Rapunzel-Glocke, campanula ranunculoïdes); Teufelsabbiß scabiosa succisa); Gemeiner Kümmel (carum carvi), Geschwulstkraut (mentha sylvestris, Waldmünze); Mühlkraut (Reinfarrn, tanacetum vulgare); Rauten (ruta graveoecns); Unseres Herrn Kron (scirpus); Kraftwurz (carlina acaulis; die Wurzel der Wetterdistel); Liebstöckel (levisticum officinale); dann noch Teufelsklatten und Fünffingerkraut. Diese Sangen werden zu oberst dem Boden aufbewahrt und sind gut gegen den Wetterschlag. In den Rauchnächten werden sie verbrannt und mit ihnen geräuchert, besonders in den Stallungen.*)

An Maria Himmelfahrt beginnt der Frauendreißigst, darauf freuen sich schon alle Kräuter, blühen ihre Blumen alsdann am schönsten Unserer lieben Frauen Tag zur Ehr und Zier. Nach Unserer lieben Frauen Namenstag, an hl. Kreuz-Erhöhung (14. September) endigt der Dreißigst. Während dieser Zeit ist die ganze Natur dem Menschen am freundlichsten gesinnt, die Kräuter und Wurzen haben die mehrste Kraft, weshalb man sie jetzt auch brocken und graben muß, die giftigen Tiere, Ottern, Schlangen ꝛc. sind während dem nicht giftig und die beste Zeit sich ihrer zu bemächtigen. Vor allem vorzüglich sind die Eier, welche während dem Frauendreißigst gelegt werden. Diese werden gut aufbewahrt und im Herbst den Hennen zum Bruten untergelegt.

Erntezeit.

Aus der Gegend um Gremheim und Offingen in Schwaben gibt der Bauer vor Beginn den Schnittern ein Mahl, an welchem alle Hausgenossen teilnehmen. Man heißt es den Einstand. Der Haber wird zuletzt geschnitten. Auf dem Felde läßt man einen Schopf stehen; da beeilt sich alles schnell und geschickt einen oder einige Halme abzuschneiden, wer den letzten Halm abschneidet, hat die S c h n i t t e r i n. Die Schnitter binden aus Stroh eine menschen-

*) Schlicht, Bairisch Land und Bairisch Volk, S. 322.

ähnliche Figur mit Leib, Kopf, Armen; auf den Kopf werden Kornblumen gesteckt. Diese Figur heißt man die Schnitterin. Wer den letzten Schnitt macht, muß die Schnitterin in das Dorf tragen und wird recht ausgelacht. Weigert er sich, so sagen die andern: „Willst du nicht, so binden wir dir die Schnitterin auf den Buckel!" Und nun wird wieder ein Mahl gegeben, das heißt der Ausstand. Da heißt es: „Du hast die Schnitterin nach Hause getragen, dir gehört das Erste!" Wenn einer, welchem die Schnitterin auf den Rücken gebunden ist, im Dorfe herum lauft, so zieht ihm die jubelnde Jugend nach und ruft ihm zu: „Du bist der Palmesel."

Wenn in Gablingen das letzte Haberfeld eines Bauernhofes geschnitten wird, schnitzen die Schnitter aus Holz eine Geiß. Durch die Nasenlöcher und das Maul stecken sie in entgegengesetzter Richtung je zwei Haberähren und auf das Genick eine. Auf dem Rücken der Geiß, von den Hörnern bis zum Schweif, liegt eine Blumenkette, an welcher noch andere Blumenketten befestigt sind, welche über den Leib herabhängen. Die Geiß wird nun auf den Acker hingestellt und heißt H a b e r g e i ß (Habəˊgaəs). Wenn nun die Schnitter am letzten Tage schneiden, beeilt sich jeder mit seinem Strang zuerst fertig zu werden. Der letzte bekommt die Habergeiß.

Bei Buchloe ruft man dem letzten Schnitter zu: „Du hast die Roggensau!" oder: „Du hast die Fersau!" In Fersau ist nur die Göttin durch das ihr geheiligte Tier vertreten. Daß Ferkel zu den Opfertieren unserer heidnischen Vorfahren gehörten, dafür hat Grimm Zeugnisse beigebracht, welche Bezüge auf Fruchtbarkeit enthalten. In Gestalt eines Mutterschweins mit ihren Ferkeln werden in Baiern Opferbrote zur Erntezeit gebacken. Der Ceres mußte bei den Römern vor Einbringung bestimmter Früchte ein Voropfer gebracht werden, welches in einem weiblichen Schweine bestand; und Tacitus sagt in der Germ. cap. 45: Die Aestyrer verehren die Erdmutter, aus Aberglauben tragen sie Eberbilder.

Bock und Geiß findet man gleicherweise in unsern Erntegebräuchen. Die letzte Garbe wird Bock oder Habergeiß genannt. In vielen bairischen Orten haben sich Bräuche erhalten, welche den Bock als Opfertier zeigen.

Die mythischen Züge dieser Bräuche bewegen sich demnach alle um den Ährenbüschel, der unter verschiedenen Namen für Frau

Gode, Wuotan und sein Roß oder die Vögel des Himmels als ein Opfer stehen blieb. Die Roggensau, die Los ist auf Freyrs Eber zu beziehen, der Halmbock, der Alte zielt auf Donar. Neben diesen höchsten göttlichen Wesen tritt Frau Herke (Hera, Nerthus, Freyja, Erdmutter) sowohl bei dem Winterkorn als bei der Flachsernte hervor.*)

Michael ist mehr als ein halber Feiertag, dasselbe ist mit dem Martinstag (11. Nov.) der Fall. Beide scheinen wesentlich Erntefeste zu sein. Erst mit dem letzteren ist der Wein gelesen und gekeltert und der Ertrag des ganzen Jahres eingethan. Daß beide Feste einst heidnischen Gottheiten galten, ist wohl nicht zweifelhaft, wenn es gleich fraglich bleibt ob St. Michael Zius oder Wuotans Dienst beseitigen half. Das Michaelsfest muß da, wo mit dem Ende September die Ernte vollbracht war, sehr festlich begangen worden sein, da es dieser Heilige war, welcher dem deutschen Volk den Spottnamen „deutscher Michel" zuzog.

Gewöhnlich ist die Schlamperwoche um Martini im Algäu. Mit Ausnahme kleiner Geschäfte im Stall und Scheuer feiern die Dienstboten eine Martinioktav. Man geht in benachbarte Orte zu Verwandten Heimgart. Überall hält man einen guten Tag in sonntäglichem Anzug. Manchmal kommt man gemeinsam zusammen. In Stuben, Hausgängen wird getanzt, immer in bloßen Strümpfen.

Kirchweihfest.

August oder September fällt die Kirchweih, das lustig ausgelassenste Fest des Jahres. Auf Kir'tə wird alles im Hause geputzt und gefegt, damit alles recht blank aussehe bei dem Besuch eingeladener auswärtiger Freunde. Die Kinder, die auswärts dienen, kommen heim, oft weit her. Jeder Hausvater legt sich Bier für diese Zeit in Keller, Fleisch und Küechele im Übermaß auf den Tisch. An diesem Tag wird aber nur das gewöhnliche Sonntagsgewand angelegt. Musik und Tanz dauern bis in den frühen Morgen hinein. Montag morgens ziehen die Musikanten durch das Dorf und machen bei jedem etwas vermöglichen Hause einen Tanz auf, wo sie dann

*) S. 2. Abteilung S. 148.

reichlich mit Fleisch, Küecheln und Bier bewirtet werden. An diesem Montag findet in der Kirche auch ein Seelenamt mit Vigil, Requiem und Libera für alle Verstorbenen aus der Gemeinde statt.

Auf die Kirchweih wird manches übertragen, was ursprünglich den Mai- und Pfingstfesten gehörte; so scheint das Kirmesbegraben, das an zwei ausgestopften Puppen vollzogen wurde, dem Begraben der Fastnacht nachgebildet. Bei der Kirmeß selbst sollte man Zusammenhang mit dem Heidentum nicht vermuten und doch läßt der „Blo", lassen Blotzknechte und Blotzjungfern*) (von bloutan opfern) nicht daran zweifeln. Der Blo erklärt uns vielleicht, warum die Handwerksgesellen den Montag blo zu machen pflegen. Warum sollte nicht schon das Heidentum Tempelfeste begangen haben? Das Fest des Gottes war auch das Fest des Tempels.**)

Allerheiligen und Allerseelen.

Das sind Tage von ernster Feierlichkeit. Am ersten opfert jedes Haus auf dem Seitenaltare einen Teller (den Sêlnapf) von Kornmehl und an Allerseelen einen von Muesmehl, Haber und Kern und in der Mitte der Kirche ist die Totenbahre mit Bahrtuch, Kerzen und Weihbrunnen aufgerichtet. Abends ist Rosenkranz mit der Armenseelen-Litanei, welche acht Tage lang jeden Abend wiederholt wird. Auf den Armenseelenabend kommen aus benachbarten Orten alle in jenes Dorf, wo sie geboren sind und ihre Eltern, Geschwister &c. ihre Ruhestätte haben. Diese opfern alsdann auch auf einem Seitenaltare Seelenzöpfe, geben dem Grab von ihrem Heim einen Weihbrunnen und beten für die armen Seelen Seelenzöpfe werden auch unter den Tauf- und Firmgodln***) gegenseitig einander geschenkt.

In der bairisch-schwäbischen Kornebene äußert sich der Luxus der Kornbauern namentlich am Allerseelentage. Die Totenburg

*) S. 2. Abteilung der Volkskunde S. 152.

**) Simrock S. 567.

***) Dotte und Gotte, Dötte und Götte sind uralte Wörter, die noch nie erklärt worden sind. Wir müssen ein gothisches dutha annehmen vom Stamm duth — diuth — dauth, dessen Bedeutung ist = heranwachsen, stark werden. Dötte, Dotte sind die Erwachsenen im Gegensatz der Kleinen, der Kinder. Birlinger II, S. 167.

oder Trauertumba, die man alsdann unter dem Hochaltare aufschlägt, wird zum Gedächtnis und Heil der Verstorbenen etagenweise mit allen möglichen Viktualien beladen und garniert. Man nennt dies Opfer den Aufsatz. Er besteht aus mancherlei Körben, Schüsseln und Säcklein. Die Schüsseln enthalten Mehl, Musbohnen und Kernenfrucht; dies ist der sogenannte Seelnapf, der dem Lehrer für die Besorgung des Weihbrunnens gehört, mit dem man heute frisch die Gräber besprengt. In dem einen Korbe liegt eine schwarze Henne mit gebundenen Füssen, in dem andern ihr Schock Eier; daneben in Tücher eingeschlagen ist das Rauchfleisch, die Butterballe, der gewundene Wachsstock, dieser in allen Farben und Formen wechselnd, bald nur faustgroß, bald von der völligen Größe eines Scheffels. Je zwischen zwei Seelzöpfen wird ein Laib Roggenbrot gelegt, drunter im Kornsäcklein steht der Metzen Roggen. So ist es in der Ausburger Diöcese üblich. Groß ist der Wetteifer der Gebenden, nicht minder groß die Zahl der Gehrenden; denn außer der Unzahl der armen Seelen sind da heute die wirklich Armen und Kranken zu speisen, die Witwen und Waisen der Gemeinde, die Schulkinder, endlich die Kirche mit ihren Dienern und Chorknaben, die alle zusammen in diese Spende sich zu teilen haben, alle unter derselben Verpflichtung, der armen Seele dafür im Gebete besonders gedenken zu wollen.*)

Spinnstube.

Die Licht-, Rocken- oder Spinnstuben werden von jungen Leuten beiderlei Geschlechts besucht. Die Mädchen setzen sich rund um das Licht und erhalten von der den „Vorsitz“ führenden anerkannt Tüchtigsten ihre Aufgabe im Spinnen ꝛc. Zur Unterhaltung wird gesungen, gelacht und „grausige“ Geschichten erzählt; die Bursche haben ihren Platz hinter den Mädchen, dürfen sie necken, vom Geschäfte abzuhalten suchen, müssen sich's jedoch gefallen lassen, wenn das Mädchen seine schlagfertige Hand in derbe Berührung mit ihren Gesichtern bringt. Will einer sich unanständig aufführen, so winkt der Hausherr dem nächsten und augenblicklich wird der Schuldige hinausgeworfen und darf den ganzen Winter bei keiner öffentlichen Gelegenheit sich mehr zeigen. Die Lichtstuben dürfen

*) Siehe Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch. I, S. 318.

nur von solchen Buben besucht werden, die in ihrem Geschäfte als tüchtige Leute anerkannt sind und diese dürfen auch rauchen. Hiezu gehören auch Soldaten. Kommt aber ein Laffe, der noch zu jung ist oder nichts gelernt hat, so wird er hinausgeworfen; raucht er aber gar, so wird ihm die Pfeife aus dem Munde geschlagen, zertreten, ein Leintuch oder Kinderwindel ihm umgehängt und er sofort an den Ofen gestellt als Zielscheibe des Spottes, wobei ihm die Mädchen einen Schlozer in den Mund stecken. Ungeachtet allen Zeitvertreibs wird doch auf den Fleiß der Spinnerinnen acht gegeben. Hat z. B. eine Spinnerin den ganzen Abend nur ein „Hälble“ (eine Spindelrolle) gesponnen, so wird diese von einem der Bursche zu bekommen gesucht und das Weniggesponnene auf einer Mistbahre in die Stube des saumseligen Mädchens getragen.

Die Metzelsuppe.

Die Wurstsuppe ist ein Familienfest und findet an dem Abende statt, wann gemetzget worden ist. Hiezu werden die nächsten Verwandten männlichen Geschlechts, zuweilen auch die nächsten Nachbarn eingeladen. Um 6 Uhr in der Regel beginnt das Essen, das aus Nudelsuppe, manchmal auch Rindfleisch, sogen. Voressen (saure Kutteln ꝛc.) und aus allen Sorten frischen Schweinefleisches besteht: Brat-, Leber- und Blutwürste mit saurem Kraut fehlen nicht. Der Kaffee macht den Schluß. Braunbier und Schnaps tragen zur Belebung der Unterhaltung bei. Den Verwandten und nächsten Nachbarn schickt man Fleisch, Blut-, Leber- und Bratwürste oder gibt sie gleich mit. Arme Leute holen am Tage des Schlachtens die sogenannte Kesselbrühe, in der wohl auch ein Stückchen Speck oder ein Würstchen sich findet.

Der „große und kleine Saumagen“, gefüllt mit Blut und gewürfeltem Speck, werden an einem Sonn- oder Feiertage zu Mittag gegessen. Die Bratwürste werden geräuchert und sind eine gar feine Speise.

Zimmermannsspruch.

Im ganzen Algäu wird bei neuen Hausbauten das Aufrichten des Dachstuhls zu einem Fest für die Bauleute und Nachbarn, die bei dieser Arbeit mithalfen. Wenn am First des Daches der mit

Bändern, Reifen, Blumen verzierte Tannenbusch aufgepflanzt ist, hält ein Zimmergeselle den „Bauspruch“ und trinkt dabei verschiedene Gesundheiten hoch oben vom Giebel herunter. Der Bauherr aber gibt allen einen Trunk mit Wein und Bier, mit Brot, Käse und Kücheln. Mit dem Sprecher steigt noch ein anderer Geselle mit einer Maß Wein und drei Weingläschen den Bau hinauf. Der Spruch lautet:

Hoch- und wohlansehlicher, hoch- und wohlbedachtsamer Umstand! Unter andern Handwerkern, die Gottes Weisheit um die Menschheit verordnet hat, ist nicht bloß das geringste das Zimmerhandwerk anzusehen; denn Gott der Herr selbst in der heiligen Schrift führt den Namen eines Bauherrn, auch die Altväter hatten sich vor Zeiten guten Teils in dieser Wissenschaft begabt. Sie lasen in dem Buche Moses und in andern Schriftstellungen ist klärlich zu ersehen: Noa baute eine Arche, die war 300 Ellen lang, 50 breit und 30 hoch, seine Nachkommen erbauten den babylonischen Turm, Moses die Stiftshütte, der König Salomon den Tempel zu Jerusalem, die Altväter Abraham, Isaak und Jakob hatten sich selbst Hütten gebaut, darin zu wohnen. Auch die beiden Propheten Isaias und Aaron hatten gute Wissenschaft in allerlei Gebäude. Dazu wird aber ein guter Verstand erfordert, einen Bau wohl aufzurichten, den Grund zu legen und abzumessen, und alle Stücke der Gemächer schicklich abzuteilen, das gute Holz zu behauen und alles ordentlich in einander zu fugen. In Ansehung dessen verglich Gott der Herr seine Gemeinde und seine kirchliche Lehre zu einem Hause; das unbehauene Holz dabei sind wir Menschen, die wir durch die Sünde sehr verharrt; der Zimmermann ist Gott, der hl. Geist aber belohnt und straft die Welt um Sündenwillen und macht aus wilden zahme Bäume; das Werkzeug ist Gottes Wort. Das ist wie ein Hammer oder ein Beil, wo man Felsen zerschmettern kann, und wie ein zweischneidiges Schwert, das Seele und Geist durchdringt; die Ecksteine sind die Drohungen Gottes; welche Bäume nicht gute Früchte bringen, werden umgehauen und ins Feuer geworfen; die Späne sind die Werke des Fleisches, welche durch besagtes Werkzeug müssen abgehauen werden; die Sägen sind Gottes Strafen als Krieg, Hunger, Teuerung und Pestilenz, dadurch die Menschen gemartert werden; das Winkelmaß und die

Schnur ist das Gesetz und das Evangelium, nach welcher Lehre wir eingehen müssen; die Bauleute sind die Lehrer, welche am Hause Gottes arbeiten. Der Hausschirmer ist Jesus Christus, dessen Pflegvater Joseph auch ein Zimmermann gewesen, weswegen ihn die Juden einen Zimmermanns Sohn geheißen, der auch wahrhaftig Bau- und Hausherr ist, sich der Gemeinde zu einem Hause Gottes durch den blutigen Schweiß am Stamme des heiligen Kreuzes willig gegeben hat, ihm ist ein solches Verdienst; er ist der Eckstein an solchem Hause, das Kreuz ist das Holz, daß seine Gemeinde kann fest gebunden werden; die Balken sind die Gläubigen, die hangen aneinander durch das Band des Friedens und thun einander die Hände reichen. Der Keller, das ist die Liebe Gottes, daraus geht allerlei Vorrat, solchen reichlich genießen zu können, damit die Seele kann gespeist und getränkt werden; die Küche ist der Ort, durch welchen das Feuer der Trübsal bewahrt wird; die Kammern bilden ab der Menschen Todesschlaf; die Stube ist das Himmelreich, darinnen wir zu Tische sitzen, um geistliche Speisen zu essen und zu trinken; die oberen Gemächer sind des himmlischen Vaters Wohnungen, darin Jesus Christus einem jeden Gläubigen eine Wohnung bewahrt hat; das Dach ist der Schirm des Allerhöchsten, das unser aller Bedeckung und Zuflucht ist. Die Thüre ist Jesus Christus, durch welche wir einmal sollen in den Himmel eingehen; die Stiege ist die Leiter, darauf wir täglich durch Gebet und Glauben zu unserm himmlischen Vater auf- und absteigen; die Eckschwellen sind die vier Eigenschaften Gottes: Die Allmacht, Barmherzigkeit, Wahrheit und Gerechtigkeit; wer sich auf solche gründet, wird nicht zu Schanden werden!

Vivat! es lebe der Bauherr und seine Frau. Er trinkt und wirft das Glas unter die untenstehende Menge. So folgen noch mehrere Toaste; im Ganzen werden 3 Gläschen hinunter geworfen.

Darauf spricht er weiter:

„Der Endzweck ist, daß Zimmerleute heißen bauen, daß der Mensch den von Gott bescherten Segen zu seiner Ehre und zum Nutzen des Nebenmenschen anwende und im gehenden Leben im Schweiß seines Angesichts sein Brot esse und solches mit aller Gefahr sauer und hart erwerbe; zu dem Ende haben wir nun dieses gegenwärtige Haus allhier dem Bauherrn zum Nutzen auf den heutigen

Tag glücklich aufgerichtet. Ich hoffe auch, es werde demselben unsere Arbeit nicht übel belieben, sondern er werde Gott dem Allerhöchsten danken, daß er uns nicht allein Kraft verliehen hat, dasselbe zu berichten, sondern auch aufzurichten; denn dieser Bau ist gut versehen mit Bug und Pfosten, es werde unsern hochgeehrten Bauherrn ein schönes Trinkgeld kosten. Dieser Bau ist allhier nicht nur berichtet, sondern er ist auch aufgerichtet; er ist verfertigt und hergestellt, der einem jeden wohlgefällt; er ist nicht gemacht für die Sünder, sondern blos für die frommen Gotteskinder. Und nun jetzt hat dieser Spruch ein End, wann hier noch Jungfern sind, so patschen sie noch in die Händ."

Geburt, Hochzeit, Tod.

Nicht eine ausführliche Schilderung wollen wir hier geben, nur einzelne Zuthaten zu dem, was wir in der 2. Abteilung darüber gesagt haben.

Im Durchschnitt werden viele Kinder geboren, doch bleiben wenige am Leben, die meisten „himmeln" schon sehr früh. Stirbt ein kleines Kind, so ist das Leid nicht gar groß, „es ist gut aufgehoben", stirbt aber ein größeres, das bald bei der Arbeit an die Hand gehen könnte, so ist das Bedauern ein allgemeines. An der großen Sterblichkeit kleiner Kinder mag die rauhe Kost und die geringe Sorgfalt, die ihnen wird, Hauptschuld sein. Allein das als Roheit oder geringere Liebe der Eltern gegen ihre Kinder zu deuten, wäre unrecht; wer sich das tägliche Brot verdienen muß, hat zumal zur Sommerszeit wenig Zeit für die Pflege der Kinder.*)

Der erste Ausgang der Mutter nach der Geburt des Kindes geht in die Kirche zur Aussegnung. Dies geschieht allzeit nur an Werktagen. Nur verheiratete Leute sind auch Gevattersleute; es

*) Eine Art Wiege mag früh im Gebrauch gewesen sein. So wie bei den Skridhfinnen, so wird auch bei den Germanen das Kind in Tierfellen zwischen zwei Bäumen aufgehängt und hin und her geschaukelt worden sein. Ähnliches kann man noch heute in deutschen und slavischen Gegenden auf dem Lande sehen. Im 13. Jahrhundert waren Wiegen von Holz in einer Gestalt, die der heutigen sehr nahe steht, allgemein im Brauche. Weinhold, die deutschen Frauen im Mittelalter, 1851.

steht immer eine Familie zur andern in solcher Beziehung. Der Gevattersmann und die Gevattersfrau ist allzeit der- und dieselbe. Nach der Taufe ist zu Hause ein kleines Kindermahl. Die Gevattersleute weisen*) bei dieser Gelegenheit Meth, Semmeln, Eier und dürre Zwetschgen. Die Namen der ersten Kinder werden gewöhnlich aus der Freundschaft genommen, die der nachfolgenden gibt der Pfarrer nach dem Heiligen des treffenden Tages.

Nach altdeutscher Sitte wurde das neugeborene Kind dem Vater gebracht, der zu entscheiden hatte, ob es am Leben bleiben sollte. Wohl nur Mißgeburten wurden getötet. Sobald aber das Kind Speise gekostet hatte, durfte es nicht mehr getötet werden. Ebenso schützte Taufe und Namengebung. Die heidnischen Germanen hatten schon eine Taufe**), wo das Kind ins Wasser getaucht wurde und dabei einen Namen bekam. Der Namengebung folgte ein Geschenk. Bei ihr schloß man sich gern an Gegebenes an, indem man den Namen des Kindes mit dem des Vaters durch den Anlaut oder noch durch die nächsten Laute bis zur vollen ersten Silbe in Verbindung setzte, z. B. Gibichs Söhne heißen **Gunther**, **Gernot** und **Giselher**, Dietmars Söhne: Dietrich und Diether. Nicht selten war mit der Namengebung eine Weihe verbunden; so schenkte Thorolf seinen Sohn Stein dem Thor und nannte ihn Thorstein.

Ist der Tauftag ein kleines Fest, so ist die Hochzeit ein um so größeres, sie ist einer der festlich fröhlichsten Tage. Der Tag, an welchem das Gericht die Umschreibung des Gutes vornimmt, heißt die Stuelfeste. Bräutigam und Braut legen dabei ein gerichtliches Ehegelöbnis ab, in der Regel heiraten sie sich brieflich das ganze Besitztum gegenseitig an. Ist nun alles zur Hochzeit bereit, dann läßt man dieselbe durch den Hochzeitlader ansagen. Derselbe muß sonntäglich angekleidet, mit einem rotseidenen Band im Rocke verziert sein. In der Hand hält er einen knotigen Haselstock. Die Haselstaude spielt in Hochzeitsachen eine Rolle. Die Bedeutung der Nüsse als erotischer Symbole ist anerkannt, das

*) Weisen = zu gewissen festlichen Zeiten Geschenke geben. Birlinger, Wörterbüchlein zum Volkstümlichen aus Schwaben S. 92.

**) S. 1. Abteilung S. 100.

zeigen zahllose Hochzeitsitten und Bräuche. Daher erhält denn auch die Haselstaude des Hochzeitladers Sinn und Bedeutung. Diese Bedeutung erweitert sich. Die Symbole der Fruchtbarkeit und Liebe werden zu Symbolen des Lebens, der Unsterblichkeit, woher die Haselruten in Gräbern keltischer und deutscher Vorzeit zu erklären sind. Der Hochzeitlader geht zu allen Freunden und Nachbarn im Ort und den Verwandten in der Umgegend.

Drei bis vier Tage vor der Hochzeit kommt der Kuchelwagen, das „Brautfuder", womöglich mit vier Rossen bespannt, Leitseil, Geißel und Geschirr mit rotseidenen Bändern verziert. Dieser Wagen überbringt die Fertigung, bestehend in einer Bettstatt, einem Bett, einem Kleiderkasten und wenn der Wagen von der Braut aus kommt, auch in einer Wiege und der urdeutschen Kunkel. In vielen Gegenden, z. B. im Vorland an der Kammlach und Mindel und an der obern Donau verbindet sich mit dem Schmücken dieses bräutlichen Ehrenzeichens ein besonderes Fest. Vor der Abfahrt der Brautfuhr versammeln sich nach und nach die Gespielinnen und Bäslein bei der Braut zum „Wickele-Putzen." Alle helfen den Spinnrocken in schönster Weise mit Bändern und Blumen, Äpfeln, Zuckerwerk, Heiligenbildchen, Kleinkinderwäsche und Spindeln aufzieren. Man gibt ihnen dafür Kücheln, Käse und Bier zum besten, etliche Nachbarsbuben stellen sich ein und so wird diese Vorfeier mit lustigem Tanz beschlossen. Die Kunkel*) in der Hand sitzt die Hochzeiterin oben auf dem Wagen, ihr zur Seite die Nähterin und hinten bei den neugefertigten Tischlerwaren der Schreiner. Von allen Höfen, wos vorbeigeht, knallen Böller- und Pistolenschüsse. Alles jauchzt dem Wagen entgegen und in allen Höfen herrscht fröhliches und heiteres Leben und Treiben.

Am Hochzeittag, der allzeit ein Montag oder Dienstag ist, wird die Braut oder der Bräutigam von den Buben des Ortes, wohin eingeheiratet wird, zu Pferd abgeholt. Bei einer richtigen Bauernhochzeit kann man da leicht 60 und selbst 100 und mehr Bursche vor dem Wagen, darin die Brautperson sitzt, herreiten sehen. Allmählich haben sich Freunde und Nachbarn im Brauthause ver-

*) Das Zeichen des deutschen Mannes war das Schwert, das Sinnbild der Frau die Kunkel. Die Spinnräder sind erst im 15. Jahrhundert erfunden. Weinhold, die deutschen Frauen im Mittelalter.

sammelt, Flachs, Teller, Löffel, Hauseinrichtung geweist; nun ordnet sich der Zug in das Wirtshaus zur Morgensuppe. Während dem teilt die Nahterin den Rosmarin aus. Jetzt geht es in die Kirche zur Trauung; nach derselben zum Opfer um den Hochaltar. Kommen nun die Brautpersonen und das Brautvolk der Reihe nach herum, so steht auf der linken Seite desselben der Pfarrer mit einem eigens hierzu gefertigten Kelche, angefüllt mit dem Wein, der am Festtage des hl. Johannes des Evangelisten geweiht wird, und gibt jedem daraus die Johannislieb zu trinken mit dem Spruche: Gsengs dir Gott! Dann geht alles an die erbliche Grabstätte des Hauses, gedenkt der Verstorbenen in einem andächtigen Vater unser und gibt demselben einen Weihbrunnen. Nun kehrt man ins Wirtshaus zurück zum Hochzeitsessen. Dasselbe dauert von 11—6 Uhr abends; zwischen jeder Richt — es müssen stets sieben Richten sein — wird getanzt. Den Tag über wird sehr viel getanzt, es ist dem Schwaben und der Schwäbin eines ihrer allerliebsten Vergnügen.

Ein recht eigentümlicher Zug bei einer oberschwäbischen Hochzeit ist der, daß der Hochzeiter in keiner andern Kopfbedeckung als in der Zipfelkappe, meistens der schwarzen, tanzen darf.

Nach dem Abdanken kann tanzen, wer tanzen mag. Das Mahl bezahlen die Gäste und geben überdies noch ein stattliches Geschenk an Geld.

Eine ganz besondere Schlußsitte ist da und dort zu Hause. Es wird der Braut vor dem Heimgehen ein Teller Sauerkraut vorgesetzt, was seit alter Zeit geschah, damit ihr jetzt auch das Herbe des Ehestandes vorgeführt werden soll. Sie weint dabei bitterlich.

Zum Schluß seien uns noch einige Bemerkungen gestattet.

Nach uralter Sitte mußte die Braut wie noch in den Nibelungen Brunhild in Wettspielen erworben werden. In unsern Hochzeitsgebräuchen erhielten sich vereinzelte Spuren. Das Aufhalten des Brautpaars, das mit Geld abgekauft werden muß, hängt damit zusammen. Es waren Schranken, welche Braut und Bräutigam in Jugendrüstigkeit überspringen.

Die Braut unter die Haube zu bringen ist namentlich das Bestreben der verheirateten Hochzeitsgäste, während die unverheirateten sie daran zu verhindern suchen. Gleiche Bedeutung hatte es wohl auch, wenn man die Schuhe der Braut zu erhaschen suchte,

welche dann der Bräutigam einlösen sollte. Durch ein Paar neue Schuhe, die ihr der Bräutigam anlegte, kam die Frau in die Gewalt, das Mundium, des Mannes. Diese neuen Schuhe wurden wohl in den ältesten Zeiten aus der Haut der geschlachteten Opfertiere gefertigt. Durch die neuen Schuhe und durch die Haube, ein Ersatz für den Hut des Mannes, ward also die Braut erst zur Frau.

Während alle andere Habe der Braut möglichst auffallend auf den Kuchelwagen geladen und gezeigt wird, werden die Brautschuhe heimlich vom Schuhmacher ins Haus gebracht, daß sie ja von niemand gesehen werden sollen. Warum das?

Die meisten Leute auf dem Lande sterben an Alter und Entkräftung. Kommts zum Sterben, so ist die erste Sorge, daß der Kranke ordentlich versehen werde. Man schickt zum Pfarrer. Während dieser mit der heiligen Wegzehrung zum Hause des Sterbenden geht, wird geläutet, wer nun kann, eilt vor das Haus, wartet bis der Pfarrer herauskommt, dann betet alles laut das Vaterunser und Gelobt sei das allerheiligste Altarsakrament und kehrt mit dem Pfarrer zur Kirche zurück, woselbst dieser mit dem Viatikum dem Volk den Segen gibt. Stirbt der Kranke, so wird sogleich zur Schiedung geläutet. Wer das hört, sei er im Dorf oder im Felde, opfert ein Ave Maria und die fünf Wunden für des Abgelebten selige Hinfahrt. Ist der Totenschein ausgestellt, so wird der Pfarrer und die Totentruhe bestellt. Neben dem Leichnam brennt bei einem Kruzifix und einem Weichbrunnen, darin ein Zweig des Buchsbaumes liegt, die geweihte Sterbekerze. Eine Stunde nach dem Tode nimmt man den Leichnam aus dem Bette und legt ihn auf ein schon hiezu hergerichtetes Brett in die Haustenne oder in eine Nebenkammer. Er wird darauf gewaschen, ganz angekleidet, jedoch ohne Stiefel oder Schuhe und erhält eine schwarze wollene Schlafhaube auf den Kopf. In die Hände gibt man ihm einen hochgeweihten Beter, einen Wachsstock und zuweilen auch ein Amulet, sonderlich gern den Benediktuspfennig. Die Leichenwacht halten die Nachbarn, doch nur des Nachts unter Beten, Essen und Trinken. Von ihnen wird der Leichnam auch auf den Friedhof getragen. Ein alter Gebrauch ist es, daß man das Brett, worauf der Tote gelegen, malt und mit dessen Grabschrift und irgend einem schönen Spruch beschreibt

und an einer Feldkapelle, einer Straße oder Wegscheid aufstellen läßt. Solche oft in großer Anzahl beisammenstehender Kreuze sind den Vorüberwandernden ein kräftiges memento mori.

Eingeladen wird die ganze Freundschaft und Nachbarschaft; welche sowohl dem Begräbnis als den drei Gottesdiensten beiwohnen. Zum Dreißigsten, das ist das letzte Seelenamt, werden von vermöglichen Bauern so viele Geistliche gesucht, als nur immer können gefunden werden zum Seelenamt, Lobamt, zur Vigil, zu möglichst vielen Nebenmessen. Alle Geladenen gehen dabei zum Opfer auf den drei Altären für des Abgeleibten Ruhe. Nach dem Gottesdienst folgt das Todenmahl im Wirtshaus. Dieses endet oft erst gegen Abend, wo dann der Todansager abdankt. Zum Schluß werden zwei Kerzen, in deren Mitte ein Kruzifix steht, angezündet, der Abdanker kniet nieder und alle beten laut und andächtig fünf Vaterunser und den Glauben an Gott, welchem zuletzt noch eine Litanei für die armen Seelen folgt.

Zu dieser Schilderung mögen noch einige Bemerkungen gestattet sein:

1. Bei den Leichenbegängnissen mußte vor kurzem alles weibliche Trauervolk im „Stauchen“ erscheinen, die Männer trugen den Hut am Kopf und über Schulter und Brust hingen sie einen schwarzen Tuchstreifen, den „Kappazipfl,“ nichts anderes als das Überbleibsel der bereits im 14. Jahrhundert üblichen Schweifkappe, Schapprin (Chapperon), eine Mütze mit aufwärts geschlagenem Rande, über welchem ein langer Streifen Zeug niederhing, um ihn über Brust und Schultern zu breiten. Später wurden dann solche Mützen nur mehr von schwarzem Tuche gemacht und als Trauerzeichen getragen.

2. An das Sterbebett eines Kindes wird wenn möglich der Pate gerufen, dann scheidet die Seele leichter.

3. Eigentümlich ist die im Kammlachthal herrschende Sitte, Wöchnerinnen, die vor dem sogenannten Aussegnen sterben, durch Jungfrauen zu Grabe tragen zu lassen. Auf ihrem Hügel wird statt der Blumen ein „Schneller,“ d. h. ein Garngewinde von 400 Faden niedergelegt, indem man ihn in Form eines Andreaskreuzes um vier in die Erde gesteckte Spindeln oder Pflöckchen schlingt: diesen Schneller, welchen die Verstorbene bei ihrer Aussegnung in der Kirche hätte opfern müssen, läßt man auf ihrem Grabe verfaulen.

4. Die Welt geht unter und zwar durch einen letzten Kampf Wuotans und seiner Genossen mit Loki und seiner Gefolgschaft. Die Götter gehen dabei scheinbar unter, denn sie erstehen gereinigt wieder und mit ihnen eine neue Welt. Gleichwohl ist es ihr Bestreben das Ende möglichst lange hinauszuschieben. Naglfar ist aber das Schiff, auf dem Loki und seine zerstörenden Mächte kommen werden. Dieses Schiff wird aus den schmalen Nagelspitzen der Leichen zusammengesetzt. Je weniger solcher Nagelspitzen geleistet werden, um so mehr Zeit verstreicht und wird das Ende mithin hinausgerückt. Deshalb die warnende Vorschrift allen Toten vor der Bestattung die Nägel zu beschneiden, denn von dem Beschneiden der Nägel der Toten hängt der Bestand der Welt ab. Das ist in Schwaben noch in Bewußtsein geblieben.*) „Diese religiöse Pflicht, die in äußerlicher Übung besteht, soll nur zunächst das Bewußtsein wach erhalten, daß die Menschen Mitkämpfer der Götter sind. Willkürlich auferlegt ist aber die Pflicht gegen die Toten nicht. Wenn die Unsittlichkeit der Menschen so groß ist, daß die Habgier zum Brudermord verleitet, ja den Sohn gegen den Vater in den Kampf führt, dann ist das Ende nahe, denn von den Leichen der so Gefällten mästen sich die Wölfe, Lokis Genossen, welche die himmlischen Gestirne verschlingen, und wenn die Lieblosigkeit der Menschen so überhand nimmt, daß die Pflichten gegen die Toten vernachlässigt werden, dann muß auch dies den Untergang der Welt herbeiführen, „denn von den unbeschnittenen Nägeln der Toten ist das Schiff gezimmert, auf dem die zerstörenden Gewalten heransegeln." Vor allem wird damit die Pflicht der Pietät gegen die Verstorbenen eingeschärft. Dies ist der schöne sittliche Sinn dieser Mythe, die dem menschlichen Gefühl wie der poetischen Kraft unserer Voreltern die größte Ehre macht.

5. Vor Zeiten und jetzt noch hie und da scheint eine Sitte in Schwaben gang und gäbe zu sein, nämlich Scheren den Toten mit ins Grab zu geben. An manchen Orten ist der Brauch, einer Frau, die als Wöchnerin stirbt, eine kleine eiserne Pfanne und eine Schere mit in den Sarg oder in das Grab zu geben, „damit die Arme Ruhe habe und ihrem Kindlein kochen und nähen könne."

*) Vergl. Birlinger II. S. 407

In Ulm und Augsburg sind solche Scheren aufbewahrt.*)

6. Man gibt dem Toten gern einen Benediktuspfennig mit. Dieses Mitgeben eines Fährgeldes für den in die Schattenwelt überfahrenden Charon hatte sich im Beginne des Christentums in Deutschland in eine Peterssteuer verwandelt, die vom Verstorbenen dem Thorwart der Himmelspforte entrichtet werden mußte. Die Totenmünze ist ein Symbol wie das Totenlicht; das blanke Geldstück und die irdene Grablampe sollen der ewigen Nacht der Schattenwelt wehren. Gleichwie überfahrende Geister und Zwerge dem Fährmann an Rhein und Mosel blinkendes Geld einhändigen, so wird mit der Münze dem im Thale des Todes Wandernden ein Himmelslicht mitgegeben.**)

7. Beim Begraben der Leichen, das sowohl vor als wieder nach dem Verbrennen Sitte war, pflegte man bis in die neueste Zeit Herz, Haupt und Eingeweide geliebter Fürsten in verschiedenen Hauptstädten ihres Reiches zu bestatten. Die Sitte ist heidnisch und hängt mit der Vorstellung zusammen, daß diese von den Göttern herstammenden Fürsten noch die Fruchtbarkeit des Landes fördern könnten.

8. Die Keimkraft des Getreidekornes erscheint als etwas nahezu Unvergängliches; ackerbautreibende Völker schütten es daher mit in die Gräber, den ewigen Schläfern zur immerdauernden Speise. Herkömmlich sieht man auf Kirchhöfen katholischer oberdeutscher Dörfer in dem Weihwasserbecken neben dem Grabkreuze einen aus Kornähren geflochtenen Sprengwedel liegen; er ist ein Symbol des hier gleich einem Weizenkorne in die Erde gesenkten Lebens, das durch den Tau des Weihwassers wieder erweckt und gezeitigt werden soll. So galt es schon vor Jahrtausenden; aus Korn und Brot bestanden die frühesten Totenopfer, so beweist es der Gräberbefund, so drücken es die Sprachen aus.***)

*) S. 2. Abteilung S. 160.

**) Rochholz, deutscher Glaube und Brauch I, S. 190.

***) Rochholz, deutscher Glaube und Brauch I, S. 299.

Kinder-Reime und Kinder-Spiele aus Schwaben.*)

Die meisten der heutigen Spiele waren auch den Kindern der altdeutschen Zeit bekannt. Gerade zu den Kindern hat sich ein guter Teil der Bräuche, des Glaubens und der Poesie der Vorzeit geflüchtet und hinter manchem unsinnig scheinenden Märchen, Liede und Spruche im Kindermund hat der große Meister der deutschen Wissenschaft, Jakob Grimm, prächtiges und ehrwürdiges Geistesgut unserer Väter nachgewiesen. Auffallend ist die Thatsache, daß diese einfältigen Sprüche in allen deutschen Landen mit oft ganz geringen Abweichungen fast ganz dieselben sind. Ein gut Teil derselben muß demnach offenbar noch der Kindheit unseres Volkslebens, den frühesten Jahrhunderten der deutschen Geschichte angehören. Der beste Beweis hiefür mag der sein, daß England und Schottland, die seit dem 5. Jahrhundert von deutschen Stämmen erobert und bevölkert wurden, nicht wenige der eigentümlichsten unter diesen Kinderreimen auch besitzt. In diesen Reimen finden sich nicht selten noch ganz mythische Züge, z. B. sind in dem folgenden Spruche die drei Schicksalsgöttinnen — Nornen —, die den Lebensfaden spinnen, nicht zu verkennen:

Hotte hotte Rößle
Z'Stuttgart steht e Schlößle,
Z'Stuttgart ist e rotes Haus,
Gucket drei schöne Jungfern raus:
Die ein spinnt Seide,
Die ander spinnt Weide,
Die dritte spinnt e rote Rock
Für unsern liebe Herrgott.

Weiter haben wir Sprüche an Tiere, die ursprünglich heidnischen Göttern und Göttinnen heilig waren und später dem christlichen Gott und der Jungfrau Maria geweiht wurden. In dem folgenden Reim wird der punktierte Sonnenkäfer als Frauenkühlein angeredet. Dieser war der Freyja, der Göttin des heitern Lufthimmels, der Liebe und Fruchtbarkeit heilig. Hier wird er aufge=

*) Deutsche Kinder=Reime und Kinder=Spiele aus Schwaben von E. Meier. — Kinderbüchlein von Anton Birlinger.

fordert, hinauf zum Himmel zu fliegen und gut Wetter zu bringen:

Frauenkühle,
Steig aufs Stühle!
Flieg in Himmel nuf
Und bring gut Wetter rus!

Andere Sprüche gehen den Kuckuck an, den Vogel der Weissagung. Der Storch, der für einen Herrgottsvogel gilt, wird folgendermaßen angesprochen:

Storch, Storch, Schnibel Schnabel,
Mit der langen Heuegabel!
Wo bist heut Nacht glege?
Z'Jesingen in de Schäfe (Erbsenschoten).
Warum hast mir keine bracht?
I han wäger nimmer dran dacht!

Beim Regnen wird folgender Spruch gesprochen. Hier tritt der Heiland an die Stelle Donars, des Donner- und Regengottes:

Heiland, thu dei Thürle auf,
Laß die schöne Sonne raus!
Laß de Schatte drobe,
Den Heiland wölle mer lobe!

Einen sehr alten mythischen Grund verraten auch manche Rätsel sowohl durch ihre Form wie durch ihren Inhalt. Sehr altertümlich klingen:

Es fliegt und hat keine Flügel,
Es sitzt und hat kein Gesäß,
Es geht und hat keine Füß. (Schnee.)

Zwei Spiegele,
Zwei Kehrwischle,
Eine Öhlmühle,
Eine Plappermühle,
Zwei laufende Räder,
Zehn Jünglinge.

(Das ist der Mensch mit Augen, Augenbraunen, Nase, Mund, Füße u. Zehen.)

Mythische Grundlage hat das Rätsel vom Wetterhahn auf dem Turme. Der Hahn war dem Regen- und Donnergotte (Donar) heilig und erhielt deshalb in der christlichen Zeit seinen Platz

auf den Kirchtürmen. Die Beziehung auf Petrus liegt hier wohl zu fern. In christlicher Zeit steht der Hahn auch in naher Beziehung zum Teufel, auf den bekanntlich viele Züge Donars übertragen wurden. Sehr bestimmt bezog sich der Hahn auf Feuer und Blitz, wie es im Sprichwort heißt: den roten Hahn aufsetzen. Ferner ist zu beachten, daß die Hühner krähen, sobald Regen oder Gewitter kommen will. Den Regen aber gibt Donar, dessen Nahen der Hahn kündet.

Es ist ein Vogel in der Luft,
Er frißt nicht und sauft nicht;
Wenn er aber einmal frißt,
So frißt er sieben Auerochsen,
Und wenn er einmal trinkt,
So trinkt er sieben Eimer Wasser.

(Der Hahn auf dem Turme.)

Einen allgemein mythischen und heidnischen Hintergrund erkennt man auch an manchen Kinderspielen, die ursprünglich nichts anders waren als dramatisch dargestellte Scenen aus der alten Göttersage. Ein Beispiel hiefür sei

Die goldige Brücke.

Es stellen sich zwei einander gegenüber und geben sich die Hände und bilden so die goldene Brücke; eines ist der Teufel, das andere der Engel; diese beiden geben sich beliebige Namen, z. B. Messer und Gabel oder Rose und Vergißmeinnicht, und machen dann unter sich aus, wer Engel oder Teufel sein will; die übrigen Mitspieler (gewöhnlich nur Mädchen) dürfen das nicht wissen. Dann kommt der ganze Zug, indem eins das andere hinten am Rock festhält und will durch die goldene Brücke. Die Anführerin des Zuges spricht: „Wir wollen über die goldige Brücke fahren!" Dann sagen die beiden Brückenhüter: „Sie ist zerbrochen!" Darauf die Anführerin: „Wir wollen sie machen lassen!" Die Brückenhüter: „Mit was?" Die Anführerin:

Mit Steinerlei,
Mit Beinerlei,
Mit Silber und Gold beschlagen,
Der letzte muß bezahlen.

Dann werden sie durchgelassen, indem die beiden Hüter fortwährend sprechen: „so fahren sie! so fahren sie!" Der letzte aber

wird gefangen, indem man die Brücke niederläßt. Es wird gefragt: „Willst du zur Rose oder zum Vergißmeinnicht?“ und muß sich dann auf die eine Seite stellen. Hierauf kommt der Zug aufs neue, sagt den Spruch, zieht hindurch und muß jedesmal den letzten zurücklassen. Wenn so endlich alle gefangen sind und sich auf die Seite des Teufels oder des Engels gestellt haben, so erfahren sie erst, wer der Engel oder wer der Teufel ist. Der erstere mit seinem Anhang hat gewonnen. Dann aber fangen die Teufel die Engel ein, wodurch diese ebenfalls zu Teufeln werden.

Andere Spiele sind dramatisierte Tierfabeln. Besonders interessant sind die zahlreichen Reihen oder Reigentänze, die durch halbsingend vorgetragene Worte begleitet und rythmisch geregelt werden. Sie geben uns noch heute ein Bild der altheidnischen heiligen Festtänze und der chorischen Aufzüge. Aus diesen entstand in der christlichen Zeit der eigentlich deutsche Tanz, der Reigen, der jetzt bis auf wenige Spuren (z. B. im Großvatertanz und im „Kehrab“) durch ausländische Tänze verdrängt worden ist.

Die Kinderspiele und Kindersprüche, die sich an bestimmte festliche Zeiten knüpfen, haben wir zum Teil in der 1. und 2. Abteilung aufgeführt, und weisen wir deshalb hier darauf zurück.

Ringlreihe.

Die Kinder bilden einen Kreis, fassen sich bei den Händen und bewegen sich nun gehend oder hüpfend im Kreise herum. Dabei singen sie folgendes Liedchen:

Ringel, Ringel, Reihe,
Sind der Kinder zweie,
Sitzet auf den Holderbusch,
Schreiet alle: husch, husch, husch!

Mutter, d'Katz hat d'Milch umg'schütt't.

Es wird eine Mutter und eine Katze gewählt; die übrigen Mitspieler sind Milchhäfen. Die Katze versteckt sich und die Mutter prüft die Häfen, indem sie jeden lupft. Die Häfen machen sich nach Belieben leicht, worauf von der Mutter in einen jeden Milch gegossen wird; dann lupft sie abermals die Häfen, wobei sie sich schwer machen. Die Mutter bezeichnet beliebig das Gewicht: einen Zentner, einen halben Zentner u. s. w. Dann sagt sie: ich will

nur auf den Markt gehen und etwas einkaufen. Während sie nun fortgeht, kommt die Katze, sauft die Milch aus und wirft die Häfen um. So wie die Mutter zurück kommt, rufen ihr alle Milchhäfen schon aus der Ferne im singenden Tone zu:

Mutter, d'Katz hat d'Milch umg'schütt't!

und singen das so lange, bis die Mutter da ist. Die jammert nun, stellt die Häfen wieder auf und prüft sie, findet sie alle hopfenleicht. Hierauf werden sie alle fortgeschickt, um die Katze zu fangen; diese wird herbeigeschleppt und geköpft und sucht nun jedem Kinde einen Schlag zu versetzen, wobei sie umherspringen und rufen:

Blutiger Mann,
Reg mi net an!

Sind alle Kinder blutig gemacht, d. h. haben alle eine Schlappe bekommen, so ist das Spiel zu Ende.

Stirbt der Fuchs.

Man zündet ein Hölzchen an und gibt das im Kreise herum. Dabei spricht der erste:

Stirbt der Fuchs
der zweite: So gilt der Balg.
der dritte: Lebt er lang,
der vierte: So wird er alt.
fünfter: Lebt er, so lebt er,
sechster: Stirbt er, so stirbt er.

Dann beginnt der Spruch von vorn und wird so lange wiederholt, bis der Fuchs stirbt, d. h. bis das brennende Hölzchen erlischt. Bei wem es ausgeht, der muß ein Pfand geben und nachher es einlösen.

Der Fuchs geht rum.

Die Spielenden bilden einen Kreis und stecken die Köpfe zusammen, während sie die Hände auf dem Rücken halten. Niemand darf sich umsehen. Einer der den Fuchs vorstellt, geht um den Kreis herum und spricht:

„Gebt acht, gebt acht, der Fuchs geht rum!
Er tanzt euch auf dem Buckel rum,
Er wird euch schlagen lahm und krumm.

Wer sich umsieht, wird geschlagen. Sodann gibt er ein Sacktuch, in das man einen Knoten geschlagen, irgend einem heimlich in die Hand. Dieser läuft nun um den Kreis herum und darf unterwegs schlagen, wen er will, bis daß er an seinen Platz kommt; den nimmt nun aber der Fuchs ein und er selbst muß für das folgende Spiel den Fuchs machen.

Blinde Maus.

Einer wird mit verbundenen Augen im Kreise herumgeführt und dann losgelassen, worauf er jemand zu fassen sucht. Erwischt er einen, so muß er dessen Namen erraten, und wenn er ihn trifft, muß der Gefangene fürs nächste Spiel die blinde Maus vorstellen. — Anderswo heißt das Spiel: „Blinde Kuh" und wird durch ein Gespräch zwischen dem Führer und der blinden Kuh eingeleitet, etwa so:

„Blinde Kuh, ich leite dich."
Wohin?
„Ins Kaffeehaus."
Was dort thun?
„Milchsupp essen."
Hab ja kein'n Löffel.
„Geh, such dir ein'n!"

Was thut der Bock im Garten.

Mitten in einem Kreise steht ein Mädchen und ist der Bock; außerhalb des Kreises steht der Schütz, gewöhnlich ein Knabe und fragt: „Was thut der Bock im Garten?" Das Mädchen antwortet: „Träuble essen," indem sie dies durch Geberden ausdrückt. Der Schütz: „Wenn aber der Schütz kommt?" Das Mädchen: „Ja dann spring ich davon!" Darauf springt der Bock zwischen den Kindern durch und um den Kreis herum bis der Schütz ihn gefangen.

Frau Müller, braucht sie keine Magd.

Zu einer Müllerin kommt eine Magd und sucht Arbeit, stellt sich aber so dumm und ungeschickt an, daß sie mehrmals fortgeschickt wird, z. B. während sie hereintritt und fragt: „Frau Mül-

lerin, braucht sie keine Magd?“ kratzt sie sich auf dem Kopfe oder am Leibe und erhält zur Antwort: „Nein, ich kann keine so unreine brauchen.“ Oder sie fragt im verwegenen, trotzigen Tone und die Müllerin antwortet: „Ich kann keine so grobe brauchen.“ Oder sie kommt und hält den Kopf schief nach einer Seite hin und läßt beide Arme und Hände hängen, etwa wie ein Hund, der aufwartet. Die Müllerin sagt dann: „Ich kann keine so tappige brauchen“ u. dgl. Endlich kommt sie ganz ordentlich, wird angenommen und an die Arbeit geschickt. Sie soll z. B. Kartoffeln holen und kommt leer zurück und sagt etwa: „Der Schmied sei nicht zu Haus gewesen.“ Oder sie soll vom Kaufmann Zucker holen und kommt und sagt: „Der Stiefel sei noch nicht fertig, sie habe den Schlüssel verloren u. dgl. Darauf wird sie aus dem Hause gejagt und das Spiel beginnt von vorn, indem andere Mägde andere Dummheiten und Ungeschicklichkeiten darstellen.

Damit sei es genug. Nicht wenige Spiele sind von der Jahreszeit abhängig, wie das Schneeballen, Schneemännermachen, Schlittenfahren und Schlittschuhlaufen vom Winter, das Steigenlassen des Papierdrachen vom Herbste, wo Feld und Wiese leer sind; das Ballspiel beginnt in den ersten schönen Frühlingstagen, ebenso das Spiel mit Bohnen und Schussern, auf Stelzen gehen, Reif treiben, Pfeifenschneiden, wenn die Bäume knospen und ausschlagen. Viele Spiele gibt es, die die Kinder teils für sich einzeln, teils in Gesellschaft mit ihresgleichen vornehmen; andere sind wieder verschieden nach Geschlecht und Alter. So spielt der kleine Knabe mit dem Steckenpferd, das Mädchen mit der Docke (Puppe).*) Und wie das Mädchen bald die Beschäftigung der Mutter nachmacht, backt, kocht, näht, strickt, spinnt 2c., so der Knabe die der Männer, am liebsten der Soldaten, Jäger 2c. Im allgemeinen sind die Spiele der Mädchen reicher und sinniger als die der Knaben.

*) Frühzeitig mag die Docke auch bei den deutschen Mädchen beliebt gewesen sein. Die Versuche, Götterbilder in Teig oder Lappen zu bilden, können auch die Erfindung dieses Spielzeugs veranlaßt haben. Im 9. und 10. Jahrhundert war sie allgemein bekannt. Gedichte des 13. Jahrhunderts schildern die Freude der Mädchen an vielen und schönen Puppen. Weinhold, die deutschen Frauen im Mittelalter, 1851.

Mag mancher überklug über solche „Dummheiten“ oder solch „kindisches Zeug“ die Nase rümpfen. Uns irrt das nicht. Eine Volkskunde muß davon Notiz nehmen. Solchen aber sei entgegnet, was Ernst Meier sagt: „Wer je wahrhaft jung war und noch elastisch genug ist, das Paradies seiner Jugend sich in Erinnerung lebendig zurückzurufen, der wird auch jener Jugendbegeisterung sich nicht schämen; er wird sich gern und wie mit einem Zauberschlage in jene Zeit versetzt fühlen, wo diese flüchtigen Klänge ihn stets aufs neue entzückten, ihm erste geistige Nahrung boten, seine Fantasie nährten, seine Spiele begleiteten und seine Träume umgaukelten. Eine Menge dieser Kinderreime enthalten so viel Sinniges, der Natur Abgelauschtes, naiv Kindliches, Komisches und Anmutiges, daß sie auch um ihrer selbst willen von Erwachsenen wohl gelesen zu werden verdienen.“

Die Schwaben im Sprichwort.*)

„In jedem volkstümlichen Begriff steckt ein Kern der Wahrheit und in jedem Denkenden ein Eifer diesen Kern zu finden.“

Hat Gervinus Recht, wenn er sagt, daß die Sprichwörter das Volksmäßigste sind, was es überhaupt nächst der Sprache nur immer geben kann, so mag es auch gerechtfertigt sein, sie hier sprechen zu lassen. Sie rühren nicht wie man irrtümlich annimmt von der Gasse her, sie kommen von dem Kern der Nation. Die Hauptmasse der Sprichwörter eines Volkes setzt sich schon in den ersten Stadien seiner Bildung nieder. Das erweisliche Altertum der noch gangbarsten und gehaltvollsten Sprichwörtern steigt 400—800 Jahre hinauf. Und weil sie aus dem Volke hervorgegangen sind, darum bleiben sie auch beim Volke in Gunst; als echten Kindern des Volksgeistes ist ihnen die Heimat auf immer gesichert. In diesen Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten spiegeln sich

*) Eiselein, die Sprichwörter und Sinnreden des deutschen Volkes in alter und neuer Zeit, 1840. Simrock, die deutschen Sprichwörter.

Natur, Charakter, Sitte, Gebräuche und Beschäftigungen ab. Besonders ists der Humor, der sich oft ziemlich derb über die Schwächen und Eigenartigkeiten einzelner Orte oder ganzer Volksstämme ungezügelt gehen läßt. Hören wir nun, wie die Sprichwörter über einen der begabtesten und rührigsten Volksstamm, über die Schwaben sich auslassen:

Ein Schwabe wird doch schwäbeln dürfen. — Die Schwaben werden erst im vierzigsten Jahre gescheid. — Man sagt, daß der guet Swabe allzit das Leberlin gessen habe. — Wir thun alle einmal einen Schwabenstreich! (Semel insanivimus omnes. Hor. Nemo mortalium omnibus horis sapit. Plin.) — Gott verläßt keinen Schwaben. — Ein Schwabensprünglein! — Laßt uns das Schwabensprüngli machen. (Man versteht darunter einen Abstecher oder eine Wegstrecke von etwa 3 bis 6 Stunden.) — Stirbt dem Schwaben die Braut am Karfreitag, so heiratet er noch vor Ostern. — Schwaben ist ein gut Land — es wachsen viele Schlehen dort. — Hungriges Schwabenland! (Das Land wird so genannt, weil die Leute darin immer guten Appetit haben, nicht, weil es etwa unfruchtbar wäre oder Mangel an Nahrung hätte.) — Ein Schwabe hat kein Herz, aber zwei Magen. Der Swabe muoß vorfechten von Rechte! (Suevorum gens longe maxima et bellicosissima. Caesar. Plutarch nennt die Sueven den Ausstich aller Germanen; Florus: gentem validissimam, Paulus Orosius: maximam, ferocissimam et fortissimam. Die Tenchterer und Usipeter, welche von den Sueven vertrieben worden, sagen bei Cäsar: sese unis Suevis concedere, quibus nec Dii quidem immortales pares possint, reliquum quidem in terris neminem esse, quem non superare possint.)

Die Swabe sind zu rate guot,
sie sind ouch radespehe gnuog,
die sich dicke des fürnamen,
dass sie guote reken wären,
wol fertig und wol wighaft.*)

Wann der Däne verläßt seine Grüze,
Der Franzos seinen Wein,

*) Kaiserchr. V. 273

Der Schwab die Suppen,
und der Baier das Bier,
so sind verloren alle vier.

Wer nicht die drei Sprachen kann:
Gau, stau und blibe lau,
soll nicht ins Schwabeland gau!

I bi gwea und i bi gsi scheidet die Schwaben. — Man hört gar bald, wenn einer ein Schwab oder ein Baier ist.

Berichtigung: Seite 59 muß es heißen kalstar, nicht kastar.

Inhaltsübersicht.

Druck des Literarischen Instituts von Dr. M. Huttler in München.

Im gleichen Verlage erschien ferner:

Wenz Friedr., Volkskunde von Baiern für Schule und Haus.
I. Theil: Oberbaiern, Niederbayern und Oberpfalz. Mk. 1.60.
II. Theil: Ober-, Mittel- und Unterfranken. Mk. 2.—.

Baader Jos., Die Fehde des Hanns Thomas von Absberg wider den schwäbischen Bund. Mk. 5.—.

Disciplinar-Satzungen für die Schüler der Studienanst lten des Königreichs Baiern. Mk. —.15.

Fick Joh., Elementarbuch für den Unterricht aus der Geschichte. Cart. Mk. —.80.

Fuchs M. J., Die wichtigsten Thatsachen der Chemie der Carbonide. 2. Auflage, geb. Mk. 2.20.

Götz W., Stylistische Compositionslehre, 2. Ausgabe. Mk. 1.—.

Götz E., Die Elemente des Sprech- und Lese-Unterrichtes für Schule und Haus. Vorstufe. Cart. M. —.30.

Drei baierische Traditionsbücher des 12. Jahrhunderts, herausgegeben von **Joh. Petz,** Dr. **H. Grauert** und **H. Mayerhofer.** Mk. 12.—.

Knieß C., Lehrbuch der Arithmetik. I. Theil. Mk. 1.60.
— — do. II. Theil. Mk. 1.50.

Krallinger Dr. **J. B.,** Synchronistisch-geneologisch-kulturhistorische **Tabelle zur baierischen Geschichte.** Mk. —.20.

Lautenhammer Dr. **Joh., Lehrbuch der englischen Sprache.** I. Theil. Aussprache. Mk. 1.20.

Pernat, Vorlagen I., systemat. geord., (deutsche Schrift) Mk. —.30.
— — **Vorlagen** II., do. (latein. Schrift) Mk. —.30.
— — **Vorlagen** III., do. (griech. Schrift) Mk. —.35.

Schaehle, Beiträge zur Methodik der Volksschule. Mk. 1.50.

Wenz G., Das Kartenzeichnen in der Schule. Methodisch dargestellt. Mk. 1.60.

Widder, Netze zum Anfertigen stereometrischer Figuren. Mk. —.35.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wenz, Friedrich

Volkskunde von Baiern für Schule und Haus

Bd.: 3

München 1882

Bavar. 2882 ls-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11566349-6